

bini adamczak

KOMMUNISMUS

kleine geschichte, wie endlich alles anders wird



bini adamczak

KOMMUNISMUS.

kleine geschichte, wie endlich alles wird

text & zeichnungen: bini adamczak
satz & layout: oliver schupp
soundtrack: tanja kämpfer
schrift-art: utopia & avantgarde
korrekturen: daniel, tanja, mario, alek, flo, marc-oliver, rahel, martin,
christian, nadj, thomas, christel, holger, willi, dennis, chris, christoph,
reini, doris, charlotte, katja, swaantje, oli
für: nadine

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

3., überarbeitete Auflage, Mai 2010

© UNRAST-Verlag, Münster 2004, 2006, 2010
Postfach 8020, 48043 Münster - Tel. (0251) 66 62 93
info@unrast-verlag.de
www.unrast-verlag.de
Mitglied in der *assoziatiön Linker Verlage* (aLiVe)
Druck: Interpress, Budapest
ISBN 3-89771-430-2

bini adamczak

KOMMUNISMUS

kleine geschichte, wie endlich alles anders wird

Was ist

der Kommunismus?

Der Kommunismus ist die Gesellschaft, die alle Übel abschafft, unter denen die Menschen in der heutigen Gesellschaft – dem Kapitalismus – leiden. Es gibt viele verschiedene Vorstellungen davon, wie diese kommunistische Gesellschaft aussehen sollte. Aber wenn der Kommunismus die Gesellschaft ist, die alle Übel abschafft, unter denen die Menschen im Kapitalismus leiden, dann ist die beste Vorstellung vom Kommunismus die, die die meisten dieser Übel abschaffen kann. Es ist wie bei der Heilung einer Krankheit. Wenn der Kapitalismus eine Krankheit wäre – was er *nicht* ist –, dann wäre derjenige Kommunismus das beste Medikament, der die Menschen ganz gesund machen kann und nicht nur zu einem Drittel oder zur Hälfte. Allerdings ist ein Mensch in der Regel gesund, bevor er krank wird, und das Medikament soll ihn nur *wieder* gesund machen, ihn also in den Zustand versetzen, in dem er sich befand, *bevor* er krank wurde. Das ist in unserem Beispiel nicht der Fall. Denn vor dem Kapitalismus mussten die Menschen auch leiden, wenn auch unter anderen Übeln. Deswegen hinkt der Vergleich ein wenig. Außerdem ist der Kommunismus zwar ein sehr gutes Mittel, aber

er ist kein Allheilmittel, sondern nur eines gegen die Übel des Kapitalismus. Wenn ein Mensch beispielsweise Husten und Schnupfen hat und er nimmt ein Mittel gegen Husten, dann geht nur der Husten weg, nicht aber der Schnupfen. Der Kommunismus heilt also nicht alle Leiden, sondern nur die, die der Kapitalismus verursacht.

Um zu verstehen, was der Kommunismus ist und um zu entscheiden, welche der kommunistischen Vorstellungen die beste ist, müssen wir also verstehen, was der Kapitalismus ist und wie er den Menschen Leid verschafft.



Was ist

der Kapitalismus?

Den Kapitalismus gibt es mittlerweile auf der ganzen Welt und er heißt Kapitalismus, weil er die Herrschaft des Kapitals ist. Das ist etwas anderes als die Herrschaft der Kapitalistinnen oder die Herrschaft der Kapitalistinnenklasse. Im Kapitalismus gibt es zwar noch Menschen, die mehr zu sagen haben als andere, aber es gibt keine Königin mehr, die an der Spitze der Gesellschaft stehen würde und allen befehlen könnte. Wenn es aber nicht mehr Menschen sind, die über die Menschen herrschen, wer dann? – Es sind die Dinge. Das ist natürlich nicht im wörtlichen Sinne gemeint, denn selbstverständlich können Dinge gar nichts tun, schon gar nicht einen Menschen beherrschen, denn es sind ja nur Dinge. Es sind auch nicht alle Dinge, die die Menschen beherrschen, sondern nur ganz bestimmte oder besser: eine ganz bestimmte Form der Dinge. Diese Dinge fallen nicht vom Himmel und sie kommen auch nicht mit UFOs auf die Erde geflogen und beschießen die Menschen mit Laserstrahlen. Es sind vielmehr Dinge, die die Menschen selbst hergestellt haben, damit sie ihnen das Leben erleichtern, ihnen gute Dienste erbringen, also ihnen dienen. Aber mit der Zeit vergessen die Men-

schen, dass sie es waren, die diese Dinge hergestellt haben und sie fangen an, ihnen selbst zu dienen. Wir können uns das ungefähr so vorstellen: Ein Mensch geht zu seinem Schreibtisch und schreibt auf ein Blatt Papier: »Trink ein Glas Wasser!« Nach ein, zwei Stunden kehrt der Mensch an seinen Schreibtisch zurück und findet das Blatt Papier. Wenn er jetzt den Satz liest, dann erinnert er sich nicht mehr daran, dass er diesen Satz geschrieben hat und er denkt, dass er machen muss, was dort steht. Vielleicht ist er anfangs auch noch ein bisschen skeptisch und er geht zu einer Freundin und fragt sie: »Muss ich jetzt wirklich ein Glas Wasser trinken? Ich bin doch gar nicht durstig.« Die Freundin wird ihm antworten: »Das weiß ich auch nicht. Moment, ich schau mal nach.« Sie wird zu dem Blatt Papier gehen und lesen, was dort draufsteht. Dann wird sie wieder zurückgehen und sagen: »Ja, hier steht es geschrieben. Du musst ein Glas Wasser trinken.« Wenn der Mensch jetzt ein wenig zu oft an dem Blatt Papier vorbeiläuft, dann wird er bald ganz schnell einen Wasserbauch haben, der ihm Schmerzen verursacht. Und dann wird der Mensch von den Dingen beherrscht und er leidet darunter.

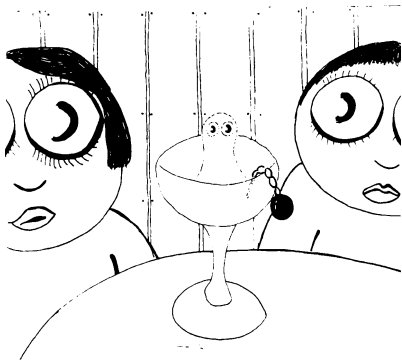
Das klingt natürlich erstmal ein bisschen seltsam, denn warum sollte der Mensch plötzlich vergessen haben, dass er diesen Satz geschrieben hat, warum sollte er seine eigene Handschrift nicht mehr wieder erkennen? In der Wirklichkeit ist natürlich alles etwas komplizierter als in diesem Beispiel, denn die Menschen leben und arbeiten nicht alleine, sondern in der Gesellschaft. In der Wirklichkeit ist es also nicht so, dass der Mensch ganz alleine diesen Satz aufs Papier schreibt, sondern zusammen mit ganz vielen anderen

Menschen. Deswegen lässt sich die Herrschaft der Dinge vielleicht besser an einem anderen Beispiel erklären (auch darin kommt ein Glas vor), am Beispiel des Gläserrückens. Beim Gläserrücken sitzt eine Gruppe von Menschen um einen Kreis mit Buchstaben herum, in dessen Mitte ein Glas steht. Alle Menschen legen ihre Hand oder einen Finger ihrer Hand auf das Glas, und weil alle ein kleines bisschen zittern, beginnt sich das Glas wie durch eine unsichtbare Hand gezogen langsam von einem Buchstaben zum anderen zu bewegen. Die Menschen, die sich nicht erklären können, dass sie es selbst waren, die das Glas bewegt haben – weil sie alleine nie durch ihr Zittern ein Glas bewegen könnten –, denken, dass es ein Geist war, der ihnen dadurch geheime Botschaften zukommen lassen wollte.

Dieses Beispiel eignet sich sehr gut, um deutlich zu machen, wie das Leben der Menschen im Kapitalismus funktioniert. Eigentlich sind es die Menschen selbst, die das Glas verrücken, aber sie könnten es nicht alleine, sondern nur alle zusammen. Nur durch ihr Zusammenspiel, ihre Beziehung zueinander, bewegt sich das Glas. Und dieses Zusammenspiel ist so beschaffen, dass die Menschen es gar nicht wirklich bemerken. Es vollzieht sich gewissermaßen heimlich oder hinter ihrem Rücken. Würden sich die Leute zusammensetzen und gemeinsam überlegen, was sie schreiben wollen, dann würde vermutlich nicht nur etwas sehr anderes herauskommen, es bestünde auch gar keine Unklarheit darüber, wer diesen Text geschrieben hat. So aber wird der Text wie durch unsichtbare Hand geschrieben, und weil sich die Menschen das nicht erklären können, schieben sie es einer fremden Macht zu, eben einem Geist oder einem Gespenst.

Daran lässt sich sehen, dass nicht jedes Zusammenspiel, nicht jede Beziehung oder nicht jede Arbeit den Dingen eine besondere Macht über die Menschen verleiht, sondern nur eine besondere Form des Zusammenspiels oder der Beziehung. Eben das Gläserücken und nicht das gemeinsame Texteschreiben. Und genauso ist auch nicht jede Gesellschaft durch die Herrschaft der Dinge gekennzeichnet, sondern nur die kapitalistische. Nur die Form der Beziehungen oder der Arbeit im Kapitalismus erschafft die Dinge in einer Form, dass sie die Menschen beherrschen können. Wir müssen uns also fragen, was das Besondere an den Beziehungen der Menschen im Kapitalismus ist und was sie von den Beziehungen der Menschen zueinander in anderen Gesellschaften unterscheidet.

Um das zu verstehen und um zu erkennen, dass es den Kapitalismus noch nicht ewig gibt – was schon mal ein großer Vorteil ist –, ist es am besten, wenn wir uns angucken, wie der Kapitalismus denn überhaupt entstanden ist.



Wie ist der Kapitalismus entstanden?

Der Kapitalismus ist schon 200-500 Jahre alt und er hat sich zuerst entwickelt in England. In England herrschte damals noch der Feudalismus, das heißt, es gab Königinnen, Prinzessinnen und viele Hofdamen. Aber die meisten Menschen waren Bäuerinnen. Sie bestellten in Dorfgemeinschaften oder in Familien die Felder und weil sie keine Maschinen hatten und auch sonst relativ wenige Erfindungen machten, arbeiteten sie ziemlich viel und waren dennoch ganz schön arm. Außerdem wollte die Kirche, die damals noch sehr viel Macht hatte, jedes zehnte Brot, das sie herstellten, und die Prinzessinnen wollten sogar noch mehr. Manchmal mussten die Menschen sogar zum Hof der Prinzessinnen kommen, um dort mehrere Stunden oder gar Tage lang zu arbeiten. Aber zum einen wussten die Menschen so immer sehr genau, wie viel die Herrscherinnen ihnen wegnahmen und zum anderen blieben sie sonst relativ unbehelligt. Denn die Prinzessinnen verstanden von Arbeit nicht so viel und so konnten sie den Bäuerinnen auch nicht vorschreiben, wie sie arbeiten sollten.

Zur gleichen Zeit war England damals eine große Seemacht, die einen blühenden Handel gegen alle Welt betrieb.

Viele Handelsschiffe fuhren jeden Tag von den englischen Häfen nach Afrika, Europa, sogar bis nach Asien und Amerika. Weil es nicht so viele Händlerinnen gab, die genügend große Schiffe und genügend schwere Waffen hatten, konnten die Händlerinnen sehr gute Geschäfte machen. Sie fuhren beispielsweise nach Amerika, raubten den dort lebenden Menschen allen Schmuck und verkauften den nach Europa. Dann fuhren sie nach Afrika, raubten die dort lebenden Menschen und verkauften sie nach Amerika. So wurden die Händlerinnen sehr reich und konnten sich bald einen Luxus leisten, von dem die Prinzessinnen nur zu träumen wagten.

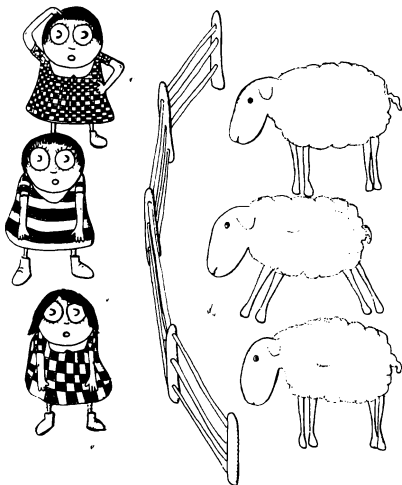
Als die Prinzessinnen aber sahen, wie reich die Händlerinnen geworden waren und wie viel gewaltigen Schmuck und was für schicke Schwerter sie besaßen, wurden sie sehr neidisch. Und sie bekamen Angst, dass die Händlerinnen, die wirtschaftlich so mächtig geworden waren, auch mehr politischen Einfluss fordern und die Prinzessinnen stürzen würden – was später dann auch tatsächlich geschah.

Also überlegten die Prinzessinnen fieberhaft, wie auch sie Händlerinnen werden könnten. Aber das einzige, was sie besaßen, war das Land, auf dem die Bäuerinnen lebten, und mit den Rüben, die diese herstellten, ließ sich noch nie besonders gut Geld verdienen. Dafür aber umso mehr mit Schafswolle, die damals in Europa sehr begehrt war. Und so riefen die Prinzessinnen ihre Untergebenen zu sich und befahlen, dass überall statt der Rüben Schafe gezüchtet werden sollten. Aber von Schafen können nicht so viele Menschen ernährt werden, und außerdem werden zu ihrer Betreuung viel weniger Bäuerinnen benötigt. Und deswegen wurde eine große Menge Bäuerinnen einfach überflüssig. Aber all das

kümmerte die Prinzessinnen sehr wenig, denn sie hatten nur Augen für den gewaltigen Schmuck und die schicken Schwerter der Händlerinnen und sie schickten ihre Soldatinnen, damit diese die Bäuerinnen von dem Land vertrieben, auf dem sie immer gelebt und gearbeitet hatten. Die Soldatinnen waren sehr grob und taten den Bäuerinnen sehr weh, weswegen diese ganz traurig wurden. Aber noch trauriger wurden sie, als sie merkten, dass sie jetzt nicht mehr auf ihr Land zurück konnten und alles, was sie gelernt hatten, jetzt nutzlos geworden war. Vor allem aber hatten sie keine Ahnung, wie sie sich jetzt ernähren sollten. Und weil sie nicht wussten, wohin sie sonst gehen sollten, zogen sie in die großen Städte, wo mittlerweile schon riesige Mengen ehemaliger Bäuerinnen wohnten, die ebenfalls von ihrem Land vertrieben worden waren. Ohne Land konnten sie auch kein Land bewirtschaften und verkaufen konnten sie auch nichts, weil sie ja nichts besaßen. Klauen aber durften sie auch nicht, weil die Polizistinnen sie sonst bestrafen. Das Einzige, was ihnen blieb, waren sie selbst. Und so gingen die, die nicht in die Gefängnisse gehen wollten, in die Fabriken, die zur gleichen Zeit gebaut wurden, und verkauften sich selbst.

Seit damals sind alle Menschen im Kapitalismus, denen nicht zufällig eine Fabrik gehört, gezwungen sich selbst zu verkaufen. Ansonsten haben sie kein Geld und können sich nichts zu essen kaufen. Aber alle Menschen wollen etwas essen und deswegen müssen sie arbeiten gehen, ob ihnen das passt oder nicht. Und sie müssen Dinge herstellen, zum Beispiel Pistolen, ob sie das doof finden oder nicht. So werden die Menschen von den Dingen beherrscht. Und es braucht dafür kaum noch Soldatinnen oder die Polizei.

Ganz entscheidend im Kapitalismus ist also die Arbeit. Alles dreht sich darum. Wer keine hat, kann nichts essen. Und obendrein finden ihn oder sie die anderen Menschen doof, weil sie denken, dass er oder sie die Dinge aufisst, die sie hergestellt haben. Um besser zu verstehen, wie der Kapitalismus funktioniert, müssen wir uns also genauer angucken, was das ist – diese Arbeit.



Was ist

die Arbeit?

Jeden Morgen, noch bevor die Schule beginnt, gehen die Menschen in die Fabrik oder ins Büro. Manche gehen auch erst nachmittags oder sogar erst nachts und manche dürfen sich heute sogar aussuchen, wann sie arbeiten gehen. Andere arbeiten auch zu Hause, räumen den Frühstückstisch auf und bügeln Wäsche. Aber das ist egal, denn arbeiten müssen sie in jedem Fall. Sobald die Menschen das Eingangstor der Fabrik oder des Büros erreicht haben, sitzt dort eine Schalterbeamtin und fragt sie: »Willst du für unsere Fabrik oder unser Büro arbeiten?« Was sollen die Menschen da sagen? Vielleicht haben sie gar keine Lust und hätten lieber noch etwas länger geschlafen um dann mit ihren Freundinnen zu frühstücken. Aber das behalten sie lieber für sich. Denn sie wissen, dass sie nur frühstücken dürfen, wenn sie gearbeitet haben. Also sagen sie: »Ja, ich will.« »Sehr gut«, sagt die Schalterbeamtin dann mit ihrer höflichen Stimme und fährt fort: »Die Fabrik gibt dir genug Geld, damit du essen und trinken und wohnen kannst und zweimal in der Woche ins Kino. Aber dafür musst du, solange du hier bist, fast alles machen, was die Fabrik dir sagt.« »Zweimal die Woche ins Kino ist gut«, den-

ken sich die Menschen dann, »aber fast alles machen, was die Fabrik sagt, solange ich hier bin ... das ist bei 8 Stunden am Tag ein Drittel meines Tages und, wenn ich 8 Stunden schlafen will, die Hälfte der Zeit, die ich wach bin. Das ist aber ganz schön viel für zweimal Kino.« Aber was sollen sie jetzt noch sagen, sie haben ja schon zugestimmt und außerdem stehen sie jetzt ja schon mitten in der Fabrik oder im Büro. Und kaum haben sie die Tür hinter sich zugemacht, beginnt die Fabrik auch schon zu ihnen zu sprechen: »Geh hier den Gang lang«, sagt die Fabrik mit ihrer dröhnenden Stimme, »und dann geh dort rechts in die Tür. Siehst du dort den Stuhl, setzt dich da erstmal hin.« Dann muss die Fabrik einen Moment nachdenken, bevor sie fortfährt: »So, was haben wir denn da? Heute müssen eintausendzweihundertdreißig Bügeleisen hergestellt werden. Und deswegen musst du jede Stunde hundert Mal auf diesen Nagel hier hauen.« »Was, auf diesen doofen Nagel soll ich hauen?«, fragt da der Mensch empört, »aber warum denn, wozu soll das gut sein, was hat das mit den Bügeleisen zu tun und wer will die überhaupt alle haben? Wer braucht denn so viele Bügeleisen?« Aber da ist die Fabrikstimme schon wieder weg. Sie hat viel Wichtigeres zu tun, als die Fragen der Arbeiterinnen zu beantworten. Und außerdem wüsste sie wahrscheinlich selbst keine Antwort darauf.

Natürlich redet die Fabrik nicht mit einer wirklichen Stimme. Sie ist ja nur eine Fabrik aus Steinen und Maschinen und Plastik und hat deswegen gar keinen Mund. Aber trotzdem redet die Fabrik mit ihrer ganz eigenen Stimme.

Wir können uns das am Beispiel eines Stuhles veranschaulichen. Wenn ein Mensch noch nie einen Stuhl gesehen hat und gar nicht weiß, was das ist, dann wüsste er nichts mit diesem Ding anzufangen und er würde es vielleicht zum Feuermachen verwenden. Aber sobald er weiß, was ein Stuhl ist, weil es ihm zum Beispiel jemand erklärt hat, versteht er auch die eigene Sprache des Stuhls. Der Stuhl sagt dann solche Sachen wie: »Setz dich hier hin. Nein, du kannst dich nicht legen, dann fällst du runter. Hör auf zu kippeln, sonst bricht mein Hinterbein ab.« Wenn der Stuhl ein ungemütlicher Stuhl ist, sagt er zudem solche bösen Sachen wie: »Hihi, ich tu dir weh. Ich piekse dich und mache dir Rückenschmerzen.« In der Fabrik und in der Schule sind die Stühle meistens böse Stühle. Sie machen sich absichtlich hart, so dass ein Mensch nur in einer Position darauf sitzen kann, denn sie wollen nicht, dass sich die Menschen zu gemütlich fühlen und beispielsweise einschlafen.

Weil die Menschen sehr große und sehr viele Fabriken gebaut haben, müssen sie sich auch sehr viel anhören. Und dabei reden die Fabriken und die Büros immerzu über die gleichen drei Dinge. Sie sagen ihnen, 1. wie, 2. was und 3. wie viel sie herstellen müssen. So sagt die Fabrik den einen Arbeiterinnen zum Beispiel, dass sie jeden Abend in Gruppen um Tische sitzen und reden oder sich Sachen reichen müssen. Und andere Arbeiterinnen müssen den ganzen Tag alleine zu Hause sitzen und bügeln. Und dann sagt die Fabrik dem einen Menschen zum Beispiel, dass er Nägel klopfen soll. Und einer anderen Arbeiterin sagt sie, dass sie den

Computer an- und ausmachen soll und über ein Thema schreiben soll, dass sich die Fabrik selbst ausdenkt. Und eine dritte Arbeiterin soll Pistolen bauen. Und dann sagt die Fabrik noch wie viel von dem. Zum Beispiel 100 Nägel in einer Stunde klopfen oder eine Wohnungswäsche bügeln oder 5 Computerseiten an einem Tag schreiben. Außerdem legt die Fabrik noch fest, wie viel die Menschen dafür bekommen. Zum Beispiel eine Kinokarte fürs Nägelklopfen, keine Kinokarte fürs Wäschewaschen und 100 Kinokarten fürs Chefin spielen.

Aber die eine Arbeiterin möchte nicht den ganzen Tag alleine Nägel klopfen, sondern viel lieber Seiten vollschreiben und nicht 5, sondern 4. Und die andere Arbeiterin möchte nicht immer nur bügeln, sondern auch mal mit anderen um einen Tisch sitzen oder, noch besser, von allem ein bisschen. Mal zu Hause bügeln, mal an einem Tisch sitzen und abends Texte schreiben. Und die dritte Arbeiterin mag sowieso keine echten Pistolen.

Aber wenn die Arbeiterinnen zur Fabrik gehen und ihr diese Vorschläge machen wollen, dann stellt sich die Fabrik auf einmal taub und tut so, als würde sie gar nichts verstehen. Sie ist ja auch nur eine Fabrik aus Steinen, Maschinen und Plastik, wie sollte sie da zuhören und verstehen können? Da seufzen die Menschen und gehen zurück an ihre Arbeitsplätze. Und sie müssen feststellen, dass die Fabrik zwar von Menschen gebaut wurde, sich aber gar nicht für die Menschen interessiert. Es interessiert sie nicht, ob die Menschen glücklich sind, ob sie wissen, was sie da herstellen und warum. Das Einzige, wofür sich die Fabrik interessiert, ist, dass möglichst viel hergestellt und verkauft wird.

Deswegen will die Fabrik nur, dass die Menschen glücklich sind, wenn dadurch mehr verkauft wird. Dann aber *müssen* die Menschen glücklich sein, auch wenn sie gar nicht glücklich sind. Und das macht die Menschen auch nicht gerade glücklich. Aber es wird mehr verkauft, und das ist ja das Einzige, was die Fabrik interessiert. Denn wenn die Fabrik viel verkaufen kann, dann kann sie noch mehr Arbeiterinnen und Maschinen kaufen. Und die können dann noch mehr Bügeleisen, Texte oder Pistolen herstellen. Und dann kann die Fabrik noch mehr verkaufen.

Wenn sich die Fabrik nicht für die Menschen interessiert, aber sich die Menschen für das interessieren sollen, was die Fabrik interessiert und die Fabrik nur das Kaufen und Verkaufen interessiert, dann scheint das ja etwas ganz schön Wichtiges zu sein.

Um besser zu verstehen, wie die Fabrik funktioniert, müssen wir uns also angucken, was die Fabrik da macht, wenn sie verkauft, um zu kaufen, um wieder zu verkaufen und immer so fort. Um zu verkaufen und zu kaufen, muss die Fabrik auf den Marktplatz gehen. Aber nicht so einen kleinen Dorfmarktplatz mit Obst. Für Fabriken gibt es riesengroße extra Marktplätze. Und die schauen wir uns jetzt genauer an.



Was ist

der Markt?

Um auf dem Markt etwas verkaufen zu können, muss die Fabrik erstmal etwas herstellen. Um etwas herstellen zu können, braucht sie verschiedene Zutaten. Das ist wie beim Kuchenbacken. Um einen Kuchen zu backen, werden 1. Eier und Mehl, 2. ein Backofen und 3. eine Bäckerin benötigt. Unsere Fabrik will aber keine Kuchen backen, sondern Bügeleisen. Dafür kauft sie erstmal einen riesigen Haufen Blech. Und dazu noch einen großen Sack mit Nägeln. Um aus dem Blech und den Nägeln Bügeleisen zu machen, braucht sie große Bügeleisenbackmaschinen. Also kauft sie noch drei riesengroße Bügeleisenbackmaschinen. Eine Fabrik hat sie ja schon, die braucht sie also nicht zu kaufen. Jetzt stehen in der Fabrik drei riesengroße Bügeleisenbackmaschinen, ein großer Sack mit Nägeln und ein dicker Haufen Blech. Aber irgendwie will sich nichts rühren. Da fällt der Fabrik ein, dass sie ja noch diese Menschen, die Arbeiterinnen, braucht. Dafür gibt es einen Extramarkt, den Arbeitsmarkt. Die Menschen, die dort angeboten werden, sind bereits in extra dafür vorgesehenen Fabriken hergestellt worden. In Schul-, Ausbildungs- und Familienfabriken. Deswegen kann die Fabrik auf den Arbeitsmarkt gehen und eine

genaue Bestellung aufgeben. Sie sagt: »Guten Tag, ich brauche 12 Nageleinklopfmensen, 6 Blechbiegemensen und einen Bügelmensen, um zu gucken, ob die Bügeleisen auch funktionieren.« Außerdem braucht die Fabrik noch 2 Denkmensen, die sich ein Rezept überlegen, um aus den Maschinen, dem Blech, den Nägeln und den Menschen ein Bügeleisen zu machen, und schließlich noch einen Chefmensen, der guckt, dass die anderen auch das machen, was die Fabrik will. Die Fabrik fragt die Menschen: »Wollt ihr für mich arbeiten?« Und die Menschen sagen: »Ja, wir wollen.« Aber das wissen wir ja schon.

Dann geht die Fabrik erstmal wieder nach Hause und sperrt ihre neu gekauften Menschen zusammen mit dem Blech, den Maschinen und den Nägeln jeden Tag 8 Stunden lang in die Fabrik ein. Und tatsächlich, nach einiger Zeit kommen schon die ersten frisch gebackenen Bügeleisen hinten aus der Fabrik raus. Mit den Bügeleisen kann die Fabrik jetzt wieder auf den Markt gehen, um sie dort zu verkaufen. Diesmal geht sie aber nicht auf den Arbeitsmarkt, sondern eher auf den Bügelmarkt oder auf den Bügeleisen-und-andere-Dinge-Markt. Wenn die Fabrik ihre Bügeleisen verkauft, dann bekommt sie dafür Geld. Und mit dem Geld kann sie dann neue Maschinen, Blech, Nägel und Bügeleisenbackmensen kaufen. Und mit den neuen Maschinen, Blech, Nägeln und Bügeleisenbackmensen kann sie dann neue, also noch mehr Bügeleisen herstellen. Und die kann sie dann wieder verkaufen.

Wo die Fabrik so auf dem Bügeleisen-und-andere-Dinge-Markt steht und vor sich hinträumt, wovon Fabriken immer träumen – nämlich von neuen Maschinen, Blech, Nägeln

und Bügeleisenbackmenschen – da fällt ihr plötzlich etwas auf. Gar nicht so weit von ihr entfernt, direkt gegenüber um genau zu sein, steht eine andere Fabrik und die verkauft auch Bügeleisen. »Das will ich mir doch mal genauer ansehen«, denkt sich unsere Fabrik und sieht es sich genauer an. Und wie sie da so steht und guckt, fällt ihr Blick auf das Preisschild der anderen Bügeleisen und sie denkt sich: »Ich werde mal einen Blick auf das Preisschild werfen.« Aber was muss sie da sehen? Die andere Fabrik verkauft ihre Bügeleisen billiger. Nicht viel, aber es reicht schon, denn die Leute kaufen mehr Bügeleisen bei der anderen Fabrik. »Mist!«, denkt sich da unsere Fabrik, denn Fabriken sind schrecklich neidisch. Sie gönnt das der anderen Fabrik nicht, dass die billiger und deswegen mehr verkauft, weil sie die andere Fabrik nicht leiden kann. Fabriken können eigentlich niemanden so richtig leiden. Ihre Arbeiterinnen nicht und die anderen Fabriken auch nicht. Das Einzige, was Fabriken Freude macht, ist Verkaufen und Kaufen und Verkaufen und immer so fort. Und das Einzige, wovon sie träumen, sind Maschinen, Blech, Nägel und Bügeleisenbackmenschen. Nun könnte unsere Fabrik ja zu der anderen Fabrik gehen und sagen: »Oh, sag mir doch bitte, wie du so billige Bügeleisen machst. Das will ich auch können.« Oder sie könnte sagen: »Das ist ja ein Zufall, du machst auch Bügeleisen. Komm, wir tun uns zusammen. Das ist doch praktischer.« Aber auf solche Ideen kommen Fabriken einfach nicht und wenn doch, dann nur um eine dritte Fabrik zu ärgern.

Also ist die Fabrik wütend. Und als sie nach Hause kommt, ruft sie einen ihrer zwei Denkmenschen zu sich und fragt ihn, was sie tun soll. »Du musst billiger produzieren

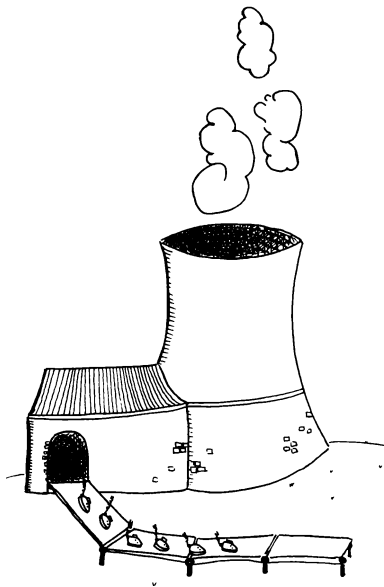
und schneller und mehr. Du musst Kosten sparen, dann kannst du auch billiger verkaufen. Zum Beispiel«, sagt der Denkmensch, »brauchst du doch nur einen Denkmenschen und nicht zwei.« »Das ist eine prima Idee«, sagt die Fabrik – und entlässt den Denkmenschen. Am nächsten Tag geht sie zu den Bügeleisenbackmenschen (minus ein Denkmensch) und sagt: »Ab heute gebe ich euch nur noch soviel Geld, dass ihr nur einmal in der Woche ins Kino könnt. Außerdem müsst ihr jeden Tag eine Stunde mehr arbeiten.« Das finden die Menschen gar nicht so gut, aber sie haben ja schon gelernt, dass die Fabrik sich immer taub stellt, wenn sie mit ihr reden wollen und deswegen gehen sie wieder zu ihren Arbeitsplätzen.

Nach einiger Zeit geht die Fabrik wieder auf den Markt und zeigt stolz ihre billigen Bügeleisen vor. »Schaut her liebe Leute«, sagt sie, »meine Bügeleisen sind viel billiger als die von der da.« Und mit ihrem großen Metallfinger zeigt sie hämisch auf die andere Fabrik. Und tatsächlich, die Rechnung geht auf. Die Menschen kommen jetzt alle zu unserer Fabrik, um dort ihre Bügeleisen zu kaufen und die andere Fabrik verkauft nach und nach immer weniger. Unsere Fabrik freut sich. Während sie ihre Bügeleisen verkauft, schließt sie ab und zu ihre großen Fensteraugen und träumt davon, was sie sich von dem neuen Geld alles für neue Bügeleisenmaschinen, Blech, Nägel und Bügeleisenbackmenschen kaufen wird. Aber was sehen wir da? Die andere Fabrik sitzt ganz gekrümmt auf all ihren Bügeleisen, die sie jetzt nicht mehr loskriegt und wenn wir genau hinschauen, können wir sehen, wie eine dicke Rußträne aus ihrem Schornstein läuft. Die Fabrik hatte ohnehin schon Schulden gehabt und es war

ihr nicht gerade gut gegangen. Aber jetzt, wo unsere Fabrik billigere Bügeleisen herstellt, kann sie ihre nicht mehr verkaufen. Aber wenn sie ihre nicht mehr verkaufen kann, dann kann sie auch keine neuen Maschinen, Bleche, Nägel und Bügeleisenbackmensen mehr kaufen. Und deswegen ist die andere Fabrik ganz, ganz traurig – und geht pleite. So schnell kann das gehen. Aber weil diese Fabrik pleite ist, entlässt sie alle ihre Arbeiterinnen, die ganzen anderen Bügeleisenbackmensen von der anderen Fabrik. Die sind jetzt auf einmal arbeitslos. Und obwohl sie die Arbeit ganz schön doof fanden, sind sie darüber jetzt auch nicht so richtig glücklich, denn jetzt haben sie kein Geld mehr und können gar nicht mehr ins Kino gehen.

Während also vorher die Arbeiterinnen von beiden Fabriken zweimal die Woche ins Kino gehen durften, dürfen die einen jetzt nur noch einmal und die anderen gar nicht mehr. Wer sich aber kein Kino mehr leisten kann, kauft sich auch keine Bügeleisen. Und das führt zu einem Problem.

Um zu verstehen, warum es immer mehr Dinge, zum Beispiel Bügeleisen gibt, aber die sich niemand mehr kaufen kann, müssen wir uns angucken, was das denn genau für ein Problem ist. Die Menschen nennen dieses Problem die Krise.



Was ist

die Krise? Als unsere Fabrik das nächste Mal auf den Markt kommt, hat sie doppelt so viele Bügeleisen dabei, denn sie hat sich gedacht: »Die andere Fabrik ist pleite. Das ist ja super. Denn jetzt kommen alle Menschen, die vorher dort ihre Bügeleisen gekauft haben, zu mir. Dann habe ich jetzt doppelt so viele Kundinnen. Also brauche ich auch doppelt so viele Bügeleisen.« Aber was muss unsere Fabrik feststellen, als sie auf dem Marktplatz für Bügeleisen-und-andere-Dinge angekommen ist? Die Menschen wollen fast gar keine Bügeleisen kaufen. Denn so, wie es unserer Fabrik und der anderen Fabrik ergangen ist, ist es auch ganz vielen weiteren Fabriken ergangen. Denn es gibt ja sehr viele Fabriken, nicht nur solche, die Bügeleisen herstellen. Sondern auch solche, die Pistolen herstellen. – Zum Beispiel. Und da jetzt ganz viele Menschen nur noch einmal die Woche ins Kino dürfen oder überhaupt gar nicht mehr, wollen sie auch keine Bügeleisen mehr kaufen. Stattdessen kaufen sie Fernseher und DVD-Player, damit sie zu Hause Kino gucken können. Das ist zwar nicht dasselbe, aber die Menschen denken sich: »Besser als gar nichts.« Andere Menschen können nicht nur nicht mehr ins Kino, sie haben jetzt auch nicht mal

mehr genug zu essen. Und sie kaufen sich Tomaten und Eier, damit sie die auf die Fabrik werfen können, denn das erscheint ihnen jetzt das Dringlichste zu sein. Der Fabrik aber nutzen die Tomaten jetzt auch nichts mehr, denn es ist ja keine Tomaten-, sondern eine Bügeleisenfabrik. Auf den Bügeleisen aber bleibt sie sitzen. Und dabei hatte sie doch extra doppelt so viele mitgenommen. Und jetzt kann sie doppelt so viele Bügeleisen nicht verkaufen und macht doppelt so viele Schulden. Also geht unsere Fabrik auch pleite. Und sie entlässt alle ihre Bügeleisenbackmenschen.

Jetzt gibt es gar nichts mehr. Keine Fabriken, keine Maschinen, keine Bleche und Nägel, keine Bügeleisenbackmenschen. Dafür aber umso mehr Bügeleisen, die aber niemand mehr braucht. Obwohl gar nichts Schlimmes passiert ist – kein Erdbeben, kein Krieg, kein Papstbesuch – sitzen die Leute auf einmal alle so rum, haben Hunger und langweilen sich. Einige versuchen sogar die Bügeleisen zu Kompott zu verarbeiten, aber auch das will nicht so richtig gelingen. »Jetzt haben wir den Salat«, sagen die Menschen da. »Hätten wir doch nicht auf die Fabriken gehört.« Und ein Mensch sagt: »Diese ganzen Dinge. Erst stellen wir sie her, damit sie uns dienen. Dann werden sie frech und wir müssen ihnen dienen. Und jetzt sitzen wir auf den ganzen Bügeleisen rum.« Und ein anderer fügt richtig wütend hinzu: »Diese doofen Dinge, diese verdammte, ver... Verdinglichung. Ich hab's mir doch gleich gedacht.«

Jetzt sitzen die Menschen also auf den Bügeleisen rum und denken über den Kapitalismus nach. Denn dass der an allem schuld ist, das haben sie spätestens jetzt gemerkt. »Na, das war ja nichts«, denken sie sich. »Erst hat uns der Kapita-

lismus ganz unglücklich gemacht und dann ist er auch noch ständig schief gegangen.« »Außerdem«, sagt ein Mensch laut, »haben wir den Kapitalismus jetzt wahrlich lange genug gehabt – 200-500 Jahre lang nämlich – und das reicht ja nun wirklich. Es wird Zeit für was Neues. Denn Abwechslung muss sein.« »Aber was?«, fragt ein anderer Mensch da und daraufhin entsteht ein langes Schweigen und die Menschen grübeln und grübeln, denn auf diese Frage wüssten sie auch gerne eine Antwort.

Da, plötzlich, fällt es den Menschen wieder ein: »Der Kommunismus«, rufen sie. »Der Kommunismus ist doch die Gesellschaft, die alle Übel abschafft, unter denen die Menschen im Kapitalismus leiden. Den Kommunismus müssen wir machen!« »Ja, natürlich«, rufen die anderen Menschen da und schlagen sich mit der flachen Hand vor den Kopf. Denn sie ärgern sich, dass ihnen das nicht früher eingefallen ist. »Warum ist uns das bloß nicht früher eingefallen?«, fragen sie sich.

Jetzt wissen die Menschen also schon zwei Sachen. Zum einen wissen sie, dass der Kapitalismus sie nicht glücklich macht und zum andern wissen sie, dass der Kommunismus sie glücklich macht. Also beschließen sie, den Kommunismus einzuführen. Aber das ist gar nicht so einfach. Da es in der ganzen Menschheitsgeschichte noch nie einen richtigen Kommunismus gab, hat auch niemand so eine rechte Vorstellung davon, wie so ein Kommunismus denn aussieht. Das Einzige, was die Menschen haben, sind verschiedene Vorstellungen davon, wie diese kommunistische Gesellschaft aussehen *sollte*. Aber wenn der Kommunismus die

Gesellschaft ist, die alle Übel abschafft, unter denen die Menschen im Kapitalismus leiden, dann ist die beste Vorstellung vom Kommunismus die, die am meisten dieser Übel abschaffen kann. Um herauszufinden, welche der Vorstellungen vom Kommunismus die beste ist, müssen die Menschen also schauen, welche dieser Vorstellungen alle Übel des Kapitalismus abschafft – und nicht nur ein Drittel oder die Hälfte. Ohne Ausprobieren geht das nicht. »Am besten, wir probieren die Vorstellungen einfach der Reihe nach aus«, sagen die Menschen. »Dann werden wir ja sehen.« Und schon geht es los.



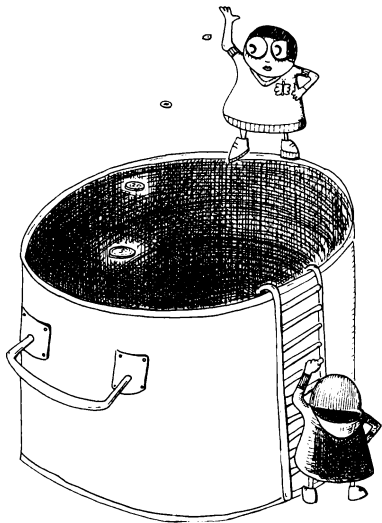
Was ist zu tun? Versuch Nr. 1:

»Als erstes«, sagen die Menschen, »müssen wir uns überlegen, was eigentlich schiefgelaufen ist. Wenn wir das wissen, können wir es auch besser machen. Es muss ja nicht gleich alles anders werden.« Während die Menschen so auf den Bügeleisen sitzen, denken sie sich, dass es ja eigentlich schade ist, dass die Gesellschaft so reich ist, aber niemand etwas davon hat. Es gibt so viele Bügeleisen, aber niemand kann sie kaufen, weil die Menschen ja noch nicht mal genug Geld haben, um zweimal in der Woche ins Kino zu gehen. »Das ist es doch«, sagen die Menschen. »Wenn wir mehr Geld gehabt hätten, dann hätten wir auch die Bügeleisen kaufen können. Und wenn wir die Bügeleisen hätten kaufen können, dann hätten die Fabriken auch genug Geld gehabt, um neue Bügeleisen herzustellen. Und dafür hätten die Fabriken neue Maschinen, neues Blech und Nägel und neue Bügeleisenmenschen gebraucht. Und dann hätten wir auch nicht unsere Arbeit verloren.« Aber die Menschen hatten doch so wenig Geld, weil die Fabriken es ihnen weggenommen haben. Wie sollen sie also mehr Geld bekommen? »Wenn die Fabriken den Menschen das Geld weggenommen haben,

dann müssen wir es ihnen eben wieder zurückgeben«, schlägt ein Mensch vor. »Das ist eine gute Idee«, sagen die anderen Menschen. »Aber wie sollen wir das anstellen?« »Am besten«, erwidert ein anderer Mensch, »wir machen einen großen Topf. Und in diesen Topf legen alle Menschen ein bisschen von ihrem Geld rein. Aber die, die viel Geld haben, legen mehr Geld rein und die, die wenig Geld haben, legen weniger Geld rein. Und dann verteilen wir das Geld aus dem Topf wieder an die Leute, nur andersrum: Die, die wenig haben, kriegen viel, und die, die viel haben, kriegen wenig.« »Oder«, sagt ein anderer Mensch, »wir machen es noch einfacher und kaufen gleich aus dem Topf die überzähligen Bügeleisen. Das ist doch praktischer.«

Und so wird 's gemacht. Alle Menschen müssen in den großen Topf einzahlen. Nur nennen sie den Topf nicht Topf, sondern Staat, weil das besser klingt. Jetzt können die Menschen wieder zweimal die Woche ins Kino gehen. Das heißt, manche Menschen können auch nur einmal oder gar nicht ins Kino gehen. Aber das macht nichts, denn die restlichen Kinokarten kauft einfach der Topf bzw. der Staat. Das Gleiche gilt für die Bügeleisen. Es gibt zwar immer noch Menschen, die gar kein Bügeleisen haben, aber dafür hat die ja jetzt der Topf. Und weil der Topf, also der Staat, alles kauft, was die Menschen sich nicht leisten können, haben die Fabriken auch genug Geld und können den Kinokartenbastelmenschen und den Bügeleisenbackmenschen ganz viel Arbeit geben. Jetzt sind die Menschen glücklich, denn sie können wieder jeden Tag in die Fabrik zum Arbeiten gehen. »Aber Moment mal«, sagt da ein Mensch, »die Arbeit in der Fabrik macht uns doch gar keinen Spaß. Das ist doch genau

die gleiche doofe Arbeit wie vorher.« Und tatsächlich, die Menschen arbeiten immer noch genau so und genau so viel, wie die Fabriken das wollen. Eigentlich hat sich gar nicht so viel verändert. »So haben wir uns das aber nicht vorgestellt« sagen die Menschen. Und dann schütteln sie den Kopf: »Nein, nein. Das ist nicht der Kommunismus.«



Versuch Nr. 2: Jetzt sitzen die Menschen wieder da und denken nach. Die Bügeleisen sind jetzt zwar weg, aber die Bleche und Nägel, die Maschinen und die Fabriken sind noch da. Die Menschen grübeln und grübeln. Plötzlich sagt ein Mensch: » Es kommt doch nicht nur darauf an, dass überhaupt Bügeleisen hergestellt werden, sondern auch darauf, *wie* die Bügeleisen hergestellt werden. Es ist doch nicht entscheidend, dass wir überhaupt Arbeit machen, sondern *welche* Arbeit wir machen.« »Ja, stimmt«, ruft ein anderer Mensch. »Was nützt es mir, dass ich Arbeit habe, wenn mir die Arbeit keinen Spaß macht. Ich zum Beispiel muss den ganzen Tag alleine im Kreis laufen. Und meine Nachbarin muss die ganze Nacht in einer Gruppe um den Tisch sitzen. Und wieder andere müssen immerfort nachdenken oder die Chefin spielen.« »So kann das nicht weitergehen«, sagen die Menschen. »Wir können uns doch nicht von der Fabrik sagen lassen, wie, wann und wie lange wir zu arbeiten haben. Ab heute entscheiden wir das selbst.«

Und so wird 's gemacht. Die Menschen gehen wieder zurück in ihre Fabriken. Aber jetzt machen sie nicht mehr, was die Fabriken wollen, sondern das, was sie selbst wollen. Und

zum Zeichen dafür, dass die Fabrik jetzt denen gehört, die darin arbeiten, hängen sie kleine schwarz-rote Fähnchen aus den Fenstern der Fabrik. Jeden Morgen setzen sich die Menschen in einen großen Kreis und überlegen, wie sie arbeiten wollen. Jede kann sich aussuchen, was sie am liebsten machen will. Und alle dürfen alles machen. Nur Chefmenschen gibt es jetzt keine mehr. Es dauert eine Zeit, bis alle Menschen alles können: Blechverbiegen, Nägelklopfen und Denken –, denn es ist ja viel einfacher, immer das Gleiche zu tun. Aber nach und nach lernen die Menschen dazu. Und so dauert es nicht lange, bis die ersten Bügeleisen hinten aus der Fabrik rauskommen. Die Bügeleisen sind jetzt mit sehr viel Liebe gemacht und jedes sieht ein bisschen anders aus als das andere. Auf manche haben die Menschen sogar Herzchen gemalt oder kleine Sterne.

Nach einiger Zeit, als genug Bügeleisen zusammengekommen sind, beschließen die Bügeleisenbackmenschen, dass es jetzt an der Zeit ist, um die Bügeleisen auf den Marktplatz zu bringen. Denn sie haben viel zu viele Bügeleisen gemacht, um sie alle selbst zu benutzen. Weil es ja keine extra Verkaufsmenschen mehr gibt, wählen die Bügeleisenbackmenschen zwei von ihnen, die auf den Markt gehen sollen. Aber es wird versprochen, dass das nächste Mal andere gehen dürfen, so dass alle mal drankommen.

Am nächsten Morgen nehmen die zwei gewählten Bügeleisenbackmenschen, die heute Bügeleisenverkaufsmenschen sind, die Bügeleisen und gehen auf den Markt. Aber als sie dort ankommen, sehen sie, dass auch von der anderen Bügeleisenfabrik zwei Bügeleisenverkaufsmenschen da sind. Und die verkaufen ihre Bügeleisen wieder billiger. »Das

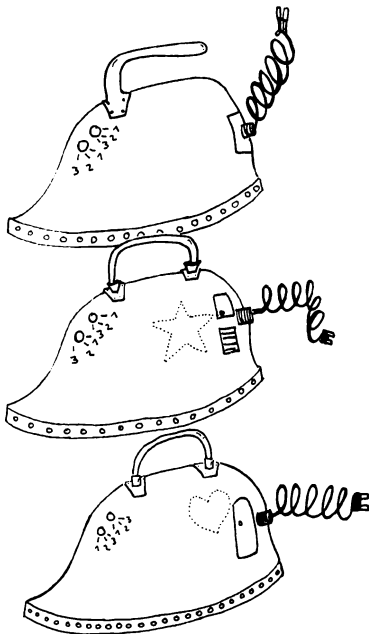
kann doch nicht sein«, sagen unsere Bügeleisenverkaufsmenschen da, »das ist doch ungerecht.« Und sie gehen zu den anderen Bügeleisenverkaufsmenschen von der anderen Bügeleisenfabrik, um mit ihnen zu reden und ihnen zu sagen, dass sie ihre Bügeleisen doch teurer verkaufen sollen. Aber was müssen sie feststellen? Die anderen Bügeleisenverkaufsmenschen wollen nicht mit sich reden lassen. »Wir sind jetzt freie Menschen«, sagen sie. »Und deshalb entscheiden wir in unserer Fabrik ganz alleine, wie billig wir unsere Bügeleisen verkaufen wollen. Außerdem haben wir einen längeren Weg als ihr und deshalb müssen wir die Fahrtkosten wieder reinkriegen.«

Als unsere Bügeleisenverkaufsmenschen wieder nach Hause gehen, sind sie ganz traurig. Und sie setzen sich zu den anderen Bügeleisenbackmenschen und erzählen ihnen, was sie erlebt haben. Da werden auch die anderen Bügeleisenbackmenschen ganz traurig. »Oh«, sagen sie, »wenn wir unsere Fabrik behalten wollen, müssen wir auch billiger produzieren, sonst kauft doch niemand mehr bei uns.« Die Bügeleisenbackmenschen haben es bisher so gemacht, dass sie alles Geld, was sie verdienen, in einen kleinen Topf tun und allen daraus das gleiche Geld geben. Aber wenn sie die Bügeleisen billiger verkaufen wollen, dann dürfen sie nicht so viel ausgeben. Also beschließen sie, sich von zwei Bügeleisenbackmenschen zu trennen. »Und außerdem«, sagen sie, »ist es vielleicht doch besser, wenn wir einen Chefmenschen wählen, der sagt, was als nächstes getan werden soll. Es muss ja nicht immer der gleiche sein.« Also wählen die Bügeleisenbackmenschen eine von ihren Bügeleisenbäckerinnen zur Chefin und außerdem suchen

sie noch zwei aus, die die Fabrik verlassen müssen. Das machen sie mit dem Los, denn es soll ja gerecht sein.

Am nächsten Tag packen die zwei armen ehemaligen Bügeleisenbackmenschen, die jetzt Arbeitslosmenschen sind, ihre Sachen und verlassen die Fabrik. Die anderen haben sich zum Abschied versammelt und winken mit ihren Taschentüchern, einige weinen sogar. Und alle sind ganz traurig, aber gehen müssen die zwei trotzdem. Da lässt sich nichts machen. Jetzt müssen sie in die Pistolenbastelfabrik gehen. Denn da sind angeblich noch Stellen frei.

Da stehen die Menschen zusammen und sagen: »So haben wir uns das aber nicht vorgestellt. In der Fabrik sind wir jetzt zwar frei und können zusammen entscheiden, was wir machen wollen. Aber auf dem Markt sind wir doch wieder gegeneinander und müssen unsere Sachen verkaufen, auch wenn es anderen schadet. Und wir können zwar entscheiden, wie wir arbeiten wollen, aber was wir herstellen wollen und wie viel wir davon brauchen, liegt immer noch nicht in unsere Hand.« Und dann schütteln die Menschen den Kopf und sagen: »Nein, nein. Das ist nicht der Kommunismus.«



Versuch Nr. 3: Jetzt sitzen die Menschen wieder zusammen und denken nach. Aber es sind jetzt viel mehr Menschen geworden. Denn es sind nicht nur die Menschen aus der Bügeleisenfabrik da, sondern auch die aus der anderen Bügeleisenfabrik und außerdem noch die aus der Kinokartenfabrik. Sogar die Menschen aus der Pistolenfabrik sind gekommen. Es sind so viele Menschen, dass die Leute richtig laut rufen müssen, wenn sie wollen, dass die anderen sie hören. Und es sind nicht nur mehr Menschen, sondern auch andere Menschen geworden. Oder anders gesagt: Die Menschen haben sich verändert. Denn dadurch, dass sie keine Chefinnen mehr haben und alles ganz alleine gemacht haben, sind die Menschen viel schlauer geworden. Und weil sie jeden Morgen gemeinsam entschieden haben, was sie machen wollen, haben sie auch gelernt einander zuzuhören. Und wenn einem Menschen etwas nicht passt, dann sagt er oder sie es einfach. Und niemand kann mehr für die anderen denken, sondern alle können für sich selbst am besten denken. Deswegen dauert es auch nicht lange, bis den Menschen die ersten Einfälle kommen, wie sie endlich den Kommunismus einführen können. »In der Fabrik

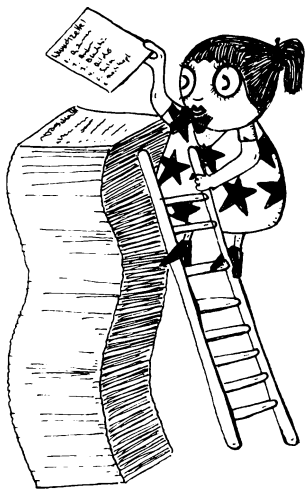
ist es ja schon ganz gut gelaufen«, sagen sie. »Denn dort haben wir viel miteinander geredet und alles gemeinsam entschieden. Und wir haben nicht mehr gemacht, was die Fabriken wollen. Sondern die Fabriken haben gemacht, was wir wollen.« »Aber auf dem Marktplatz«, fügen andere Menschen hinzu, »da war es ganz anders. Da haben die Leute immer nur so Sachen gesagt wie: ›Ein Bügeleisen bitte‹ oder ›Was kostet das Bügeleisen?‹ oder ›Haben sie nicht so und so Bügeleisen?‹. Und wir haben darauf immer geantwortet: ›Bitteschön‹ oder ›das Bügeleisen kostet so und so viel‹ oder ›Nein, so und so Bügeleisen haben wir leider nicht.‹ Alles hat sich nur um diese Dinge gedreht.« Und das ärgert die Menschen, denn sie wollen sich doch von niemandem und von nichts mehr beherrschen lassen, schon gar nicht von den Dingen. »Und außerdem«, sagen die Menschen, »wussten wir doch nie, wie viele Bügeleisen oder Kinokarten wir herstellen sollten, weil wir ja nie wussten, wie viele die Leute brauchen.« »Genau«, sagen andere, »und einige Fabriken hatten Glück und haben das hergestellt, was die Leute wollten und andere hatten Pech und ihre Sachen wollte niemand kaufen. Und deswegen sind die einen reich und die anderen arm geworden.« Das ist natürlich ungerecht und ärgert die Menschen, denn sie hatten ja extra in jeder Fabrik kleine Töpfe gemacht, damit alle gleich viel bekommen. Aber beim Stichwort Topf fällt den Menschen ein, dass sie ja noch diesen großen Topf, den Staat haben, den in letzter Zeit niemand mehr benutzt hat. »Wir haben doch noch den großen Topf«, sagen sie. »Warum zahlen wir nicht alle unser ganzes Geld in den Topf. Und alle bekommen das Gleiche heraus.« »Eine gute Idee«, rufen

andere. »Das wäre wirklich gerecht.« »Aber wir müssen uns auch besser absprechen. Wenn wir erst auf dem Marktplatz gucken, ob die Dinge, die wir hergestellt haben, auch benötigt werden, ist es doch schon viel zu spät. Am besten wäre es doch, wenn die Menschen, die das Topfgeld einsammeln und verteilen, auch gucken würden, was wir für Sachen brauchen. Dann können sie den Menschen in den Fabriken genau sagen, wie viel sie herstellen sollen.«

Und so wird 's gemacht. Als die Menschen am nächsten Mittag in die Fabrik kommen, liegen dort schon große Wunschzettel für sie bereit. Die haben die Topfmenschen dort hingelegt. Und auf diese Wunschzettel können jetzt alle Menschen draufschreiben, was sie sich wünschen bzw. welche Sachen sie gerade brauchen. Die Topfmenschen sammeln die Wunschzettel wieder ein und zählen alles genau zusammen. Dann sagen sie den Fabriken, was die Menschen brauchen und wie viel sie davon herstellen müssen. Und am Ende des Monats kriegen alle Menschen genau gleich viel Geld aus dem Topf. Den Topf nennen die Menschen jetzt doch lieber Topf statt Staat, weil es eben nur ein Topf sein soll. So können sich alle gleich viel kaufen. Jetzt gibt es keine Menschen mehr, die an 8 Tagen in der Woche ins Kino gehen können. Und es gibt keine Menschen mehr, die nur an einem Tag in der Woche ins Kino gehen können. Sondern alle können an 5 Tagen in der Woche ins Kino gehen. Das freut die Menschen, denn sie gehen gerne ins Kino. Tagsüber stellen sie die Sachen her, die sie abends aufessen. Und die Topfmenschen machen nichts anderes, als die Sachen zu verwalten. So leben sie eine gute Zeit lang. Aber nach einer Weile machen die Topfmenschen immer

unglücklichere Gesichter, wenn sie in die Fabriken kommen um die Wunschzettel abzuholen. Denn soviel, wie sich die Menschen wünschen, können ihnen die Topfmenschen gar nicht geben. Denn soviel wird gar nicht hergestellt. Also sagen die Topfmenschen zu den Menschen in den Fabriken, dass sie mehr arbeiten müssen, damit sie mehr herstellen und die Wunschzettel erfüllt werden können. Und weil die Wunschzettel nicht kürzer werden, sondern eher länger – denn die Menschen haben viele Wünsche – müssen die Menschen immer und immer mehr arbeiten. Und nicht nur mehr, sondern auch schneller. Da ächzen die Fabrikmenschen, denn sie haben noch nicht einmal mehr genug Zeit, um während der Arbeit Würfelspiele zu spielen oder mal ein Nickerchen zu halten. Die Topfmenschen aber sagen, dass sich die Fabrikmenschen noch mehr anstrengen müssen und mit der Zeit ist die Arbeit wieder so anstrengend und langweilig wie früher (im Kapitalismus). Jetzt könnten sich die Menschen natürlich zusammensetzen und sagen: »Wir wollen doch nicht so viel arbeiten. Warum wünschen wir uns nicht einfach ein bisschen weniger, dann müssen wir uns auch nicht so anstrengen.« Aber wenn die Menschen sich zusammensetzen, dann ist das in der Fabrik oder im Kino und da wollen sie lieber über andere Themen reden. Über ihre Wünsche reden sie eigentlich nur mit den Wunschzetteln. Deswegen entscheiden sie auch nicht alle zusammen, was sie brauchen und wie viel sie herstellen wollen, sondern jede entscheidet für sich alleine. Und deswegen kommt auch keine auf die Idee, sich weniger zu wünschen, weil sie denkt, dass die anderen sich weiter ganz viel wünschen und sie also sowieso ganz viel arbeiten muss. Die

Einzigen, die einen Überblick darüber haben, wie viel gewünscht wird und wie viel hergestellt werden muss, sind die Topfmenschen. Und weil die auch Menschen sind und auch Wünsche haben, fangen sie an, ihre Wunschzettel ganz oben auf den Wunschzettelstapel zu legen. Erst nur manchmal und ganz heimlich, dann immer öfter und schließlich immer. So kommt es, dass die Wünsche der Topfmenschen am häufigsten erfüllt werden. Weil die Topfmenschen als Einzige einen Überblick haben, können sie beeinflussen, was und wie viel hergestellt wird. Und so werden sie immer mächtiger und reicher, während die Fabrikmenschen immer mehr arbeiten und ihre Wünsche immer seltener erfüllt bekommen. Da sagen die Menschen: »So haben wir uns das aber nicht vorgestellt. Wir wollten doch alles selbst entscheiden und jetzt entscheiden doch nur die Topfmenschen. Und statt miteinander zu reden, reden wir mit den Wunschzetteln.« »Genau«, rufen andere Menschen aufgebracht und reiben sich ihre Rücken, die von der vielen Arbeit ganz weh tun: »Jetzt werden wir zwar nicht mehr so von den Dingen beherrscht, aber dafür wieder von Menschen. Und das ist auch nicht viel besser.« Da schütteln die Menschen den Kopf und sagen: »Nein, nein, das ist nicht der Kommunismus.«



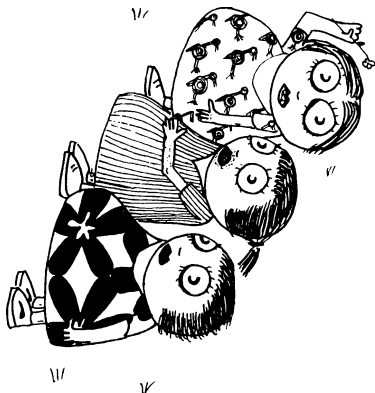
Versuch Nr. 4: Jetzt sitzen die Menschen wieder zusammen im Kino, aber heute wird kein Film gezeigt, damit die Menschen besser nachdenken und reden können. Das ist auch wichtig, denn den Kommunismus zu machen ist gar nicht so einfach. »Das ist gar nicht so einfach«, denken die Menschen, »wenn wir die Herrschaft der Dinge abschaffen, müssen wir aufpassen, dass wir nicht wieder die Herrschaft der Menschen über die Menschen einführen.« »Ja«, sagen andere Menschen, »der Kommunismus ist ja die Gesellschaft, die alle Übel abschafft, unter denen die Menschen im Kapitalismus leiden. Wir müssen aber auch aufpassen, dass wir dabei nicht die Übel von früheren Gesellschaften wieder einführen. Denn die Topfmenschen haben sich ja aufgeführt wie die Prinzessinnen.« Und dann konzentrieren sich die Menschen ganz fest darauf, dass sie nicht mehr von Menschen beherrscht werden wollen, nicht von Topfmenschen, nicht von Chefmenschen und nicht von Prinzessinnen. »Dass wir so viele Dinge hergestellt und so viele Wünsche erfüllt haben, das war schon ganz gut«, sagen die Menschen, »aber das Arbeiten, das stört doch noch.« »Am besten«, schlägt ein Mensch vor, »wir schaffen die Ar-

beit einfach ab.« »Eine gute, eine ausgezeichnete Idee«, rufen da die anderen Menschen, »warum sind wir da nicht früher drauf gekommen? Sollen doch die Maschinen die Arbeit für uns machen.«

Und so wird 's gemacht. Statt der Menschen arbeiten einfach die Maschinen. Das ist jetzt gar kein Problem mehr, weil die Leute nämlich keine Angst mehr davor haben, arbeitslos zu werden. Sie freuen sich sogar darüber. Denn dann haben sie mehr Zeit um zu genießen. Und die Menschen sagen: »Unser Leben lang sind wir nur Fabrikmenschen gewesen. Aber ab heute sind wir Genussmenschen.« Jetzt sind alle ganz reich. Und es werden immer mehr Sachen hergestellt. Solche, die früher nur die ganz Reichen hatten, und solche, die sich im Kapitalismus noch gar niemand vorstellen konnte. Die Menschen werden alle zu hochqualifizierten Genussexpertinnen, aber gleichzeitig fangen sie an, ein wenig träge zu werden. Das heißt, sie treffen sich nicht mehr so oft mit den anderen Menschen und reden auch nicht mehr so viel miteinander. Das brauchen sie aber auch nicht mehr, denn es wird ja alles von den Maschinen besorgt. Am liebsten liegen die Menschen den ganzen Tag auf dem Rücken und langweilen sich. Wenn sie den Mund aufmachen, wird ihnen der Traubensaft direkt auf die Zunge geleitet und vom Himmel fallen gebratene Tofutäubchen. Aber so richtig glücklich sind die Menschen auch nicht.

Während sie da so liegen, fällt ihnen auf, dass sich mal wieder alles nur um diese Dinge dreht. Das Einzige, was ihnen wichtig ist, ist, dass sie genug davon bekommen. Und alle neuen, tollen Fähigkeiten, die sie entwickelt hatten, als

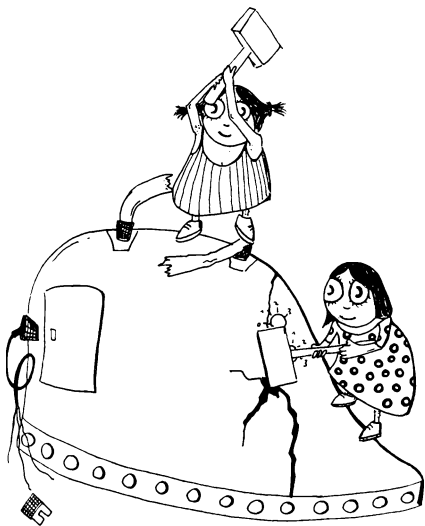
sie alles selbst gemacht haben in der Fabrik, sind schon wieder weg. »Wir wollten doch alles selber machen und uns von nichts und niemandem mehr beherrschen lassen«, sagen die Menschen. »Und jetzt machen wir gar nichts mehr gemeinsam. Und alle reden nur mit den Dingen.« Da schütteln die Menschen die Köpfe: »Nein, nein«, sagen sie ... Aber mehr können sie nicht sagen, denn als sie den Mund aufmachen, fällt ihnen ein gebratenes Täubchen hinein.



Versuch Nr. 5: Da liegen die Menschen nun zwischen all den Tofu-Täubchen, Traubensaftflecken und Kinokarten. Langsam fangen sie an sich aufzurappeln und versuchen ein wenig nachzudenken. Aber das klappt jetzt schon nicht mehr so gut und beinahe sind die Menschen wieder so dumm geworden wie im Kapitalismus. Deswegen sind ihre ersten Vorschläge auch noch keine richtigen Gedankenblitze. »Das war es doch«; sagen etwa einige, »dass alle das Gleiche bekommen haben. Deswegen hatte niemand mehr den Anreiz mehr zu arbeiten. Und deshalb sind wir so faul geworden. Am besten wäre es, wenn alle genau so viel Dinge bekommen, wie sie selbst herstellen.«

Und so wird 's gemacht. Aber Moment mal. Langsam kommen die Menschen wieder zu Besinnung und ihnen fällt ein, dass sie doch gelernt hatten, es immer zu sagen, wenn ihnen etwas nicht passt. »Das ist doch überhaupt kein guter Vorschlag«, ruft ein Mensch. »Es gibt doch Menschen, die können nicht so viel und so schnell arbeiten wie andere. Und manche brauchen gar nicht so viele Dinge, weil sie nicht so große Bedürfnisse haben. Wenn die, die besonders schnell und viel arbeiten wollen und können, viel

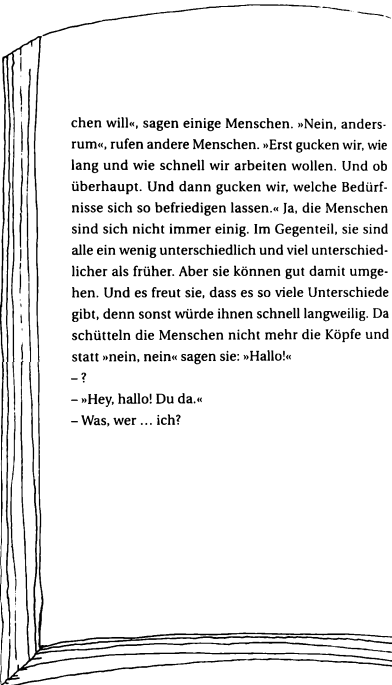
mehr bekommen, dann ist das doch ungerecht.« »Genau«, sagen andere Menschen, »und außerdem dreht sich ja dann doch alles wieder um diese doofen Dinge. Wie viele Dinge stellt ein Mensch her und wie viele Dinge kriegt ein Mensch. Aber wie wir leben wollen, das ist mal wieder egal.« Da kriegen die Menschen so eine große Wut auf die doofen Dinge, dass sie einen Hammer nehmen und alle Dinge kaputt hauen. Aber weil es so viele Dinge sind, dauert das ganz schön lange. Deswegen sind die Menschen sehr erschöpft, als sie fertig sind, und sie müssen sich erst mal hinsetzen. Jetzt sitzen die Menschen nicht mehr auf den Bügeleisen, den Täubchen und den Kinokarten. Stattdessen sitzen sie auf den kaputten Bügeleisen, den kaputten Täubchen und den kaputten Kinokarten. Und das ist auch nicht viel besser. Aber es hat den Anschein, als wären die Menschen viel höflicher geworden, denn sie verbeugen sich ständig. Aber das ist nur ein Schein, denn beim genaueren Hinsehen lässt sich erkennen, dass die Menschen sich nur immerfort bücken, um Beeren zu sammeln. Denn ohne die ganzen Dinge sind die Menschen auf einmal ganz arm. Und das Einzige, was die Menschen jetzt noch tun können, um ihren Hunger zu stillen, ist Waldbeeren zu sammeln. Da halten sich die Menschen ihre schmerzenden Rücken. »Nein, nein«, sagen sie und schütteln die Köpfe. »das ist nicht der Kommunismus.«



Versuch Nr. 6 So langsam reicht es den Menschen aber und sie sagen: »Allmählich haben wir die Faxen aber dicke.« Und dann setzen sie sich noch mal ganz lange hin, um in aller Ruhe nachzudenken. Dafür bauen sie als erstes die Telefonleitungen und das Internet auf, damit diesmal alle Menschen auf der Welt zusammen entscheiden können. Und nach einigen Tagen intensiver Gespräche sagen sie: »Also, der Kommunismus ist die Gesellschaft, die alle Übel des Kapitalismus abschafft. Wir müssen also alle Übel, die der Kapitalismus verursacht, abschaffen. Und nicht nur ein Drittel oder die Hälfte davon. Das kann doch nicht so schwer sein.« »Sehr richtig«, quäken andere Menschen aus den Telefonhörern. »Und eigentlich waren wir ja schon ganz nah dran. Wir müssen nur darauf achten, dass wir uns nicht wieder von anderen Menschen beherrschen lassen. Und vor allem nicht von den Dingen. Nicht von der Fabrik, nicht von den Bügeleisen, nicht vom Marktplatz und nicht von den Kinokarten.« »Aber wie sollen wir das anstellen?«, fragen wieder andere Menschen, denn es leben sehr viele Menschen auf der Erde und deswegen wird jetzt viel geredet. »Als wir die Dinge kaputt geschlagen haben, ging es

uns ja noch schlechter.« Und daraufhin herrscht wieder einige Zeit Stille, denn die Menschen müssen sehr intensiv nachdenken. Und plötzlich fällt es ihnen ein: »Es ist doch wie bei dem Gläserücken. Natürlich! Ohne das Glas gäbe es auch kein Gläserücken, aber noch weniger ohne uns. Denn das Glas wird ja nicht durch eine unsichtbare Hand gezogen, sondern durch unsere Zusammenarbeit.« »Aber natürlich«, rufen da andere Menschen erleichtert, »das ist es. Die ganzen Dinge, die Fabriken, die Bügeleisen, die Kinokarten, die haben wir doch selbst hergestellt. Die sind ja ein Teil von uns wie wir von ihnen. Also können wir sie auch jederzeit ändern. So oft wir wollen.« »So ist es«, rufen die Menschen da. »Und weil es so ist, soll es ab heute auch keine Bügeleisenbackmenschen und keine Kinokartenbastelmenschen mehr geben. Und Pistolenmenschen sowieso nicht mehr. Und statt Fabrikmenschen wird es Menschfabriken geben und statt Maschinenmenschen Cyborgs. Und niemand wird nur noch in einer Fabrik arbeiten, weil alle alles tun können und überall wohnen können.«

Und so wird 's gemacht. Die Menschen müssen jetzt viel ausprobieren, spielen und lernen, weil sie wollen alles, was es auf der Erde gibt, verstehen und es, falls es Leid schafft, ändern. Das ist nicht wenig, was sich die Menschen da vorgenommen haben. Aber so viel ist es auch wieder nicht. Vor allem aber treffen sich die Menschen jetzt ständig, denn sie müssen über alles selbst diskutieren und wollen keine Entscheidung mehr irgendwelchen Topfmenschen überlassen, die es auch gar nicht mehr gibt. Stattdessen verändern sie selbst alles. So oft sie wollen. »Und wir entscheiden gemeinsam, was wir brauchen und dann gucken wir, wer was ma-



chen will«, sagen einige Menschen. »Nein, anders-
rum«, rufen andere Menschen. »Erst gucken wir, wie
lang und wie schnell wir arbeiten wollen. Und ob
überhaupt. Und dann gucken wir, welche Bedürf-
nisse sich so befriedigen lassen.« Ja, die Menschen
sind sich nicht immer einig. Im Gegenteil, sie sind
alle ein wenig unterschiedlich und viel unterschied-
licher als früher. Aber sie können gut damit umge-
hen. Und es freut sie, dass es so viele Unterschiede
gibt, denn sonst würde ihnen schnell langweilig. Da
schütteln die Menschen nicht mehr die Köpfe und
statt »nein, nein« sagen sie: »Hallo!«

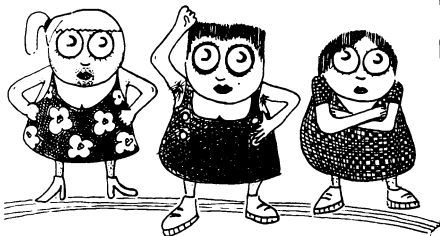
– ?

– »Hey, hallo! Du da.«

– Was, wer ... ich?

Und tatsächlich, einige Menschen stehen da unten auf dem Papier und andere gucken aus dem Bildschirm zu mir rauf. Und sie fuchteln mit den Armen und rufen und einige sehen ganz wütend aus.

- „Ja, genau du. Dich meinen wir. Hör auf, uns hier unsere Geschichte vorzuschreiben. Wir entscheiden alleine, wie es weiter geht. Denn das ist unsere Geschichte – und die machen wir jetzt selbst.“



EPILOG.

zur konstruktion eines kommunistischen begehrens

2004/2006/2010

Wie lässt es sich – jetzt! – 15 oder 20 Jahre nach dem Ende der Geschichte über das Ende der Vorgeschichte, über Kommunismus schreiben? Und lässt sich in postkommunistischer Ära überhaupt noch über Kommunismus schreiben, ohne sich der Unangemessenheit eines ohnmächtigen Pathos preiszugeben? Die Geschichte scheint – und das schon etwas länger – nicht länger auf der Seite der Kommunistinnen zu stehen. Der objektivistische Sound der Siegesicherheit, der die Gesetze der Geschichte wie der Natur als natürliche Verbündete betrachtete, ist deswegen ebenso anachronistisch geworden, wie die moralische Diktion agitatorischer Manifeste und revolutionärer Songwritings pathetisch. Der objektive Gang der Geschichte, die Erfahrung der Niederlage, macht, dass sich begründeterweise niemand mehr zur großen Geste hinreißen lassen will. Das ist die Wahrheit vom Ende der großen Erzählungen. Impulsive Gestikulation, erhobene Stimme, könnten einen leicht über die Balkonbrüstung stolpern, in den zuschauerfreien Vorgarten plumpsen lassen. Wo es kein Publikum gibt, besteht auch keine Notwendigkeit zu schreien – eine Fensterrede lässt sich nicht vor dem Spiegel halten.

Nach 1990 – unter dem Bann des anhaltenden Traumas – ist die entscheidende Matrix, in der sich ein kommunistischer Text situieren muss, nicht länger die antikommunistische Ideologie. Er braucht und kann sich also nicht mehr beteiligen am, zum Systemkampf transformierten, Klassenkampf mit intellektuellen Waffen. Die Fragen, ob der Kommunismus die bessere, richtigere, funktionierendere und vernünftigere Gesellschaft sei, stehen nicht mehr auf der Tagesordnung – weil der Kommunismus nicht mehr auf

der Tagesordnung steht. Noch vor ihrer Beantwortung und noch bevor der Kommunismus als *machbar* ausgewiesen wurde, muss er deshalb als *denkbar*, mehr noch als *vorstellbar* dargestellt werden: um *wünschbar* zu sein.

Wenn der »Kommunismus die *wirkliche* Bewegung [ist], welche den jetzigen Zustand aufhebt« (Marx 1990, 35), was könnte er dann unter Bedingung der Abwesenheit einer solchen Bewegung sein? Und was macht die Bewegung der kommunistischen Kritik, wenn sich keine ihr angemessene kommunistische Bewegung findet? Hätte sie nicht zuallererst der Askese der reinen Kritik zu entsagen, um der körperlos gewordenen Theorie einen künstlichen, einen prothetischen Körper zu verleihen? Einen Körper aus Draht und Silikon? Bestünde ihre Aufgabe nicht darin, der Arbeit am Begriff eine modellierende, eine bildhauerische Tätigkeit zur Seite zu stellen? Eine (dreidimensionale) Plastik an Stelle eines (papiernen) Textes zu schaffen? Wo das Fehlen der praktischen Erfahrung ausgewogener Straßenschlachten verhindert, dass sie ihre stimulierende Wirkung auf die revolutionäre Phantasie entfaltet, muss der Text diese simulieren (vgl. diskus 2/03). Er muss die Ausbildung der Einbildungskraft forcieren (vorantreiben) und das Gespenst des Kommunismus beschwören, um es zu abermaliger Wiederkehr, zur erneuten Heimsuchung zu verführen. Noch vor allen Erwägungen der didaktischen und pädagogischen Strategeme ist es also die historische Konstellation, die die Sprache zur Einfachheit, zur Banalität des Alltäglichen, des Anfassbaren zwingt. Nie ist Sprache indifferent gegen ihre Geschichte, die geschichtlichen Kämpfe. Nie bleibt Geschichte unberührt von ihrer Sprache, in der sie erzählt

wird. Es lässt sich nicht zweimal dasselbe in bloß anderer Worten sagen – und nicht ungestraft in den selben. Die Verwendung, Entwendung, Erfindung einer anderen Sprache ist somit keine bloß andere Vermittlung des lange Bekannten, als wahr Erkannten – es geht nicht um Verpackungen –, sondern der Ort, an dem der Dogmatismus der Langeweile mit Lust gebrochen werden kann. Wenn die kommunistische Kritik sich nicht auf – mit vollem Recht! – schlecht gelaunte Negation, auf die reine Geisterlehre der Marxexegese beschränken will – ohne Traum, ohne Wunsch, ohne Sexappeal –, dann muss sie ihre Werkzeugkiste der analytischen Seziermesser und polemischen Sprengkörper um organische Bausätze des Verlangens erweitern. Sie muss zur Konstrukteurin des Begehrens werden, des kommunistischen Begehrens.

Aber: gerät ein solches Schreiben nicht notwendig in die Falle des Utopismus? Ist das Begehren nach einem besseren Leben nicht immer schon infiziert mit der Gegenwart, mit den Bedingungen, unter denen es konstruiert wird? Zwar können die Wünsche, Träume, Bedürfnisse (ebenso wie die Ideen, Ideologien, Theoreme) aus den gesellschaftlichen Widersprüchen schöpfen, einen progressiven Überschuss entwickeln, aber sie können sich nie gänzlich emanzipieren, können nie vollkommen abheben von den materiellen Bedingungen, denen sie entstammen, es können nicht die Gedanken, Ideen, Bilder einer anderen Wirklichkeit, einer anderen gesellschaftlichen Organisation sein. Stattdessen sind es immer die Bedürfnisse der heutigen Subjekte, in all ihrer Beschränktheit, die die Bilder einer unbeschränkten Zukunft befriedigen sollen. Es ist immer die Vergangenheit, die

nach der Zukunft greift. So steht die Frage danach, was der Kommunismus ist und wie er aussehen wird, immer unter dem begründeten Verdacht, das Bestehende (Kapital, Politik, Subjekt ...) über die Grenze seines Bestehens hinaus zu verlängern. Die utopische Phantasie trägt immer die Gefahr in sich, einen Plan zu entwerfen, den es zu erfüllen, ein regulatives Ideal aufzustellen, das es zu erreichen gilt. Das Bild der Zukunft kann so zum Vorbild der Zukunft werden, sie zu beschreiben kann heißen, sie vor-zuschreiben und somit ihr Eintreten, die Ankunft des Ereignisses, des Neuen, ganz Anderen gerade zu verhindern.

Damit muss gerechnet werden. Die historischen Kräfteverhältnisse zwingen zur Konstruktion eines Begehrens, das in jedem Haarriss des Alltags – vom kontrollierten U-Bahnfahren bis zur globalen Elendsverwaltung – die Plastik einer neuen Welt verankern können muss, das in jedem Moment nach einem anderen Leben verlangt. Doch zugleich muss dieses Begehren unter Aufwendung des weitesten historischen Wissens und der tiefsten theoretischen Kritik als verkürztes denunziert werden. Auch wenn es einer prophetischen Prothese, einer künstlichen Kreation bedarf, um das *Begehren nach Kommunismus* in ein *kommunistisches Begehren* zu transformieren, so kann dieses Begehren doch nur kommunistisch sein, wenn es in jeder historischen Situation neu und gegen jede Korruption und Verminderung der Bedürfnisse aufweist, dass sich bereits mehr wollen lässt (vgl. sinistra! 2003). Jetzt! zwingt die Geschichte zu einem Sprung (und tausend Sprüngen), doch lässt sich dieser Sprung nicht aus dem Stand wagen. Wenn er mehr sein soll als ein Auf-der-Stelle-Hüpfen, wenn er ein Sprung über den eigenen

Schatten sein soll, dann braucht er Anlauf. Umweg. Umleitung. Und davon folgt jetzt eine Wegbeschreibung.

Zukünftige Kämpfe – umkämpfte Zukunft

Was ist der Kommunismus? Eine Gesellschaft, in der alle den gleichen Lohn erhalten, in der das bürgerliche Gleichheitsversprechen materiell eingelöst wurde? Eine Gesellschaft, die, wie ihre Kritikerinnen sagen, alle gleich macht, gleich arm und gleich schlecht, die die »Faulen« belohnt und die »Fleißigen« hemmt, weil sie die Leistungsanreize streicht (Versuch Nr. 1)? Oder eine Gesellschaft, in der die Produktionsmittel gleich verteilt wurden, also Eigentum derer sind, die sie auch benutzen, in der alle autonom produzieren und gerecht tauschen, weil das Geld abgeschafft wurde (Versuch Nr. 2)? Oder ist der Kommunismus eine Gesellschaft, in der die Klassenunterschiede eingeebnet sind, weil der Besitz an Produktionsmitteln abgeschafft wurde, in der eine jede aber genau so viel vom gesellschaftlichen Reichtum bekommt, wie sie zu seiner Produktion beigetragen hat, den vollen »Arbeitsertrag« also – ohne Abstrich, ohne Ausbeutung? Eine Gesellschaft, in der die Arbeitenden alles haben, eine Gesellschaft der Arbeiterinnen also (Versuch Nr. 3)? Ist der Kommunismus eine Gesellschaft, die sich von all den überflüssigen, entfremdeten Konsumgütern verabschiedet hat, die das Leben der Menschen im Kapitalismus beherrschen, die die Habgier in den Menschen wecken und sie vom Wesentlichen abhalten? Eine Gesellschaft also, die die wahren Bedürfnisse der Menschen über den Zwang zur Produktivkraftsteigerung setzt (Versuch Nr. 5)? Oder ist der Kommunismus eine Gesellschaft, in der es

keine Verteilungskämpfe mehr gibt und die Politik zur bloßen Verwaltung der Sachen geworden ist, weil die Armut abgeschafft ist und der Reichtum aus allen Quellen sprießt? Eine Gesellschaft, die die Arbeit dem historischen Feierabend zugeführt und Luxus für alle realisiert hat, in der Champagner fließt und (post)molekulare Mahlzeiten (vgl. Dollase 2009) in offene Mäuler fliegen (Versuch Nr. 4)? Ist der Kommunismus eine Gesellschaft, in der es keine Konflikte mehr gibt, eine Gesellschaft der Harmonie, des Stillstands? Oder ist der Kommunismus die Gesellschaft, in der die Vorgeschichte endet und die menschliche Geschichte beginnt, in der die Menschen beginnen, ihre Geschichte bewusst selbst zu machen? Eine Gesellschaft, die überhaupt erst den Beginn der Politik bedeutet, weil die Menschen erst hier, frei von verselbstständigten Strukturen, von der Herrschaft der toten Arbeit, des Sachzwangs, über ihr Geschick entscheiden können (Versuch Nr. 6)? Eine radikaldemokratische Gesellschaft also? Ist der Kommunismus eine Gesellschaft, in der die Monade geknackt, die Isolation beendet und das Individuum in die Gesellschaft überführt wurde? Und das Besondere unter das Allgemeine subsumiert? Oder handelt es sich um eine Gesellschaft, die das Nichtidentische befreit, weil sie die Herrschaft des blinden Durchschnitts sistiert, den Identitätszwang bricht? Kommt das Kollektivsubjekt Menschheit im Kommunismus endlich zu sich selbst, indem es sich eine Welt aneignet, die ihm *eigentlich* ohnehin gehört, weil es sie erschaffen hat? Oder ist die kommunistische Gemeinschaft eine, die sich in keiner gemeinsamen Arbeit herstellen noch darstellen lässt (vgl. Nancy 1988), die keinerlei menschliches Wesen zu realisie-

ren oder repräsentieren hat? Eine kommunistische Gemeinschaft oder Gesellschaft, die die Unverfügbarkeit des Sozialen eher zu begrüßen als zu kontrollieren lernt? Ein Kommunismus also weniger der Aneignung als der »Ent-Aneignung« (Derrida 1994), ohne Zentrum und Einheit – *community without unity* –, in dem sich Dinge, Menschen, Tiere und andere auf neue Weise verbinden werden (vgl. Harraway 1995)?

Unter der Hand hat sich das Konzept des Kommunismus vervielfacht. Aus dem Kommunismus sind die Kommunismen geworden. Mehr als auf einen kommunistischen Pluralismus verweisen sie darauf, dass der Begriff des Kommunismus umkämpft ist, dass er das Feld politischer Auseinandersetzungen bildet. Alle diese sich widersprechenden Konzepte des Kommunismus wurden oder werden von Kommunistinnen, Sozialisten, Systemoppositionellen vertreten. Kommunismus ist so schon immer mehr als bloß Negation des Kapitalismus, er ist vom ersten Moment an verflochten in die Kritik anderer Kommunismen und sozialistischer Utopien, in die Auseinandersetzung um die Zukunft.

Trotzdem und deswegen kann der Begriff des Kommunismus begriffen werden als der Versuch, die kapitalistische Gesellschaft in ihrer Totalität zu negieren und nicht nur eines oder mehrere ihrer Momente. Wenn Kommunismus so in einem ersten Schritt abstrakt zu definieren wäre als die Gesellschaft, die den Kapitalismus in seiner Gänze zu Geschichte, zur Vorgeschichte macht, dann lässt sich der Diskurs der antikapitalistischen Utopien rekonstruieren anhand der Frage, wie radikal die jeweils entworfenen Gegenbilder mit dem kapitalistischen Vorbild gebrochen

haben. Die Utopie ist in dem Moment der Komplizenschaft mit dem Bestehenden überführt, wenn die ihr zugrunde liegende Kapitalismuskritik als Kritik des Kapitalismus vom Standpunkt des Kapitalismus analysiert werden kann, als eine Kritik also, die ein bestimmtes Moment des Kapitalismus idealisiert, um es gegen seine restlichen Momente in Anschlag zu bringen. Die antikapitalistischen Utopien lassen sich so anordnen anhand der Frage, welches Ideal sie entwerfen und welche Sphäre der kapitalistischen Ökonomie ihnen dafür Modell stand.

Kritik der Kritiken, Negation der Negationen – Zirkulation

Die Kritik des Kapitalismus, die ihren Maßstab aus dem Ideal einer einfachen Warenproduktion bezieht, funktioniert nach der klassischen Figur der immanenten Kritik. Sie gleicht die Ideale der Französischen Revolution, Freiheit und Gleichheit, mit ihrer unzureichenden Verwirklichung ab. Insofern leistet sie eine Kritik der bürgerlichen Ökonomie auf der Basis der bürgerlichen Ökonomie. Wie Nadja Rakowitz gezeigt hat (vgl. Rakowitz 2000), ist die ihr zugrunde liegende Konzeption von Freiheit die liberalistische, bürgerliche, es ist die negative Freiheit der Einzelnen, Freiheit von kollektiven Zwang, Kooperation. Dort, wo Freiheit positiv definiert wird, ist sie als Freiheit der Konsumtion (oder der Produktionszelle) gedacht. Eine jede soll frei entscheiden dürfen, welche Produkte sie kauft, wie sie sich auch individuell und durch keine gesellschaftlichen Übereinkünfte, Planungen beeinflusst, frei dazu entscheiden können soll, wie sie produziert. Analog dazu ist das Ver-

ständnis von Gleichheit eines der Äquivalenz, die sich auf ökonomischer Ebene in Gleichgewichtsmodelle übersetzt. Es ist die Gleichheit gegeneinander indifferenter Warenbesitzerinnen, deren Angebote und Nachfragen sich idealiter ausgleichen. Für eine Kapitalismuskritik vom Standpunkt der Zirkulationssphäre entsteht das Problem in dem Moment, in dem die Wirklichkeit der bürgerlichen Gesellschaft von den in ihr selbst angelegten Idealen abweicht. Da sie am Tausch, am Wert, also an der Produktion für den Verkauf (private Produktion des Nichtkonsumierten – private Konsumtion des Nichtproduzierten) festhält und damit auch Kauf und Verkauf der Ware Arbeitskraft als Äquivalententausch, als ein Verhältnis unter Gleichen denkt, kann sich für die zirkulationistische Kritik die Entstehung des Mehrwerts nur als Verstoß gegen das Gesetz der Äquivalenz darstellen – als Betrug. Als Schuldigen für diesen Betrug wird häufig das Geld, respektive der Finanzmarkt identifiziert, dessen Eigendynamik eine wachsende Kluft zwischen Armut und Reichtum produziere.

Diese Position ist bereits auf ökonomischer Ebene nicht haltbar. Indem der Zirkulationismus am Markt festhält, hat er auch ohne Geld die Möglichkeit der Krise miteingekauft, da sich der Wert eines Produktes erst im Nachhinein, also im Verkauf, realisiert. Unter den Bedingungen marktförmiger Produktion zeigt sich erst auf dem Markt selbst, welche Nachfrage und ob überhaupt eine Nachfrage für die produzierten Waren besteht. Damit ist aber nicht nur die Möglichkeit von Konkursen, Bankrotten einzelner Privatproduzentinnen gegeben, deren betriebswirtschaftliches Kalkül misslang, sondern ebenso die Möglichkeit von Stockungen,

Überproduktion, Überakkumulation, kurz: dem gesamten Repertoire kapitalistischer Krisen. Abgesehen von dem Problem der Mehrwertproduktion und der Reproduktion der Klassen, das hier überhaupt nicht angeschnitten ist, besteht mit der Privatproduktion gleichzeitig die Konkurrenz weiter fort und damit nicht nur der Anreiz, sondern der Zwang, so billig wie möglich zu produzieren, Konkurrentinnen auszustechen, Löhne zu senken, Akkumulationsspiralen in Gang zu setzen. Damit ist all das wieder hergestellt, was der Zirkulationismus durch Ausschaltung bzw. Kontrolle des Geldes abschaffen wollte.

Positiv gelesen speist sich die Affirmation des Marktes, die die zirkulationistische Kritik betreibt, aus einem starken Misstrauen gegenüber Zwangsvergemeinschaftungen, gegenüber einem planenden Zugriff des Kollektivs auf das Individuum. Die Zirkulationssphäre, in der sich die Menschen als Freie und Gleiche begegnen, wird dabei als Garant einer hohen individuellen Freiheit betrachtet. Dabei ist es der Fetischcharakter der Warenverhältnisse, der den gesellschaftlichen Charakter von Produktion und Reproduktion deartikulierte und es erlaubt, sie als lediglich technisch-ökonomische Notwendigkeiten wahrzunehmen. Was aus einer solch fetischisierenden Perspektive nicht in den Blick zu kommen vermag, ist, dass der Markt eine personelle, konkrete Macht nur sistiert, um sie durch eine abstrakte Macht zu ersetzen. Schließlich nimmt die Abhängigkeit der Individuen voneinander durch die Warenproduktion nicht ab, sondern in einem gewaltigen, weltumspannenden Maße zu. Allerdings bleibt diese Abhängigkeit als eine verdinglichte immer dem verstehenden, gestaltenden Zugriff der Men-

schen entzogen. Die umfassende Veränderung, demokratische Neukonstruktion, jener allgemeinen sozialen Organisation aber, so ließe sich hinzufügen, wird von zivilgesellschaftlich-liberalen oder proudhonistisch-anarchistischen Theoretikerinnen mit gewissem historischen Recht unter Totalitarismusverdacht gestellt. Indem sie ihre Vorstellungen von Gleichheit und Freiheit nicht als bürgerlich-kapitalistische denken wollen, sind sie auch nicht in der Lage, die Vermitteltheit der Zirkulationssphäre mit den anderen Sphären der kapitalistischen Ökonomie zu fassen und müssen somit all jene Herrschaftsverhältnisse reproduzieren, die zur Aufrechterhaltung der Zirkulationssphäre notwendig sind.

– Produktion

Die Kritik des Kapitalismus vom Standpunkt der Produktionssphäre aus ist sicherlich die dominanteste antikapitalistische Kritikstrategie. Im Gegensatz zu den Vertreterinnen zirkulationistischer Theorien, die hauptsächlich im proudhonistisch-anarchistischen oder linksliberalen Milieu angesiedelt und mithin häufig antikomunistisch sind, ist die Fetischisierung der Produktion ein traditionell staatssozialistisches Phänomen. In der klassischen Variante funktioniert die produktionistische Kritik des Kapitalismus in der dualistischen, unvermittelten Gegenüberstellung von Arbeit und Kapital. Dabei wird, von ihrer kapitalistischen Formbestimmtheit abstrahierend, »die« Arbeit als ahistorisch-anthropologische gesetzt, der gleichzeitig naturnotwendiger, sinnstiftender und fortschrittsoptimistisch geschichtsmachender Charakter zugeschrieben wird. Demgegenüber gilt

das Kapital als unproduktiv, bloße Nichtarbeit, das sich lediglich die unbezahlte Mehrarbeit der Arbeitskräfte ungerechterweise aneignet. Die zentrale Kategorie der Kritik ist folgerichtig die der distributionistisch gefassten Ausbeutung. Die Überwindung des Kapitalismus wird konzipiert als juristisch-staatliche Enteignung der Kapitalistinnenklasse, wodurch die nichtproduktiven Elemente der Gesellschaft entfernt und alle Menschen zu Arbeiterinnen würden.

Diese Perspektive verunmöglicht es, Arbeit als selbst kapitalistisch formbestimmt zu begreifen und Aneignung anders als in juristischen oder moralischen Kategorien zu denken. Das Verhältnis von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, das als mit dem Verhältnis Arbeit/Kapital identisch gedacht wird, wird lediglich als Eigentumsverhältnis konzipiert. Dabei wird weder die Art der kapitalistischen Arbeit noch die Fixierung der Gesellschaft auf die Maxime der Produktion und Mehrproduktion, auf Wachstum also, hinterfragt. Moishe Postone (vgl. Postone 1993) hat gezeigt, inwiefern bei diesem traditionellen Parteikommunismus zentrale kapitalistische Kategorien weitergeführt, verlängert werden. In erster Linie ist dabei deutlich zu machen, dass die Arbeit selbst, als abstrakter Begriff, keine ahistorische Praxis bezeichnet, sondern in diesem Sinne überhaupt erst mit der Herausbildung der kapitalistischen Produktionsweise allgemein gesellschaftliche Wirklichkeit wird. Erst mit der Fabrik, der Durchsetzung von Arbeitsplätzen und Arbeitszeiten, werden Lebenssphäre und Arbeitssphäre entmischt. Die Konstruktion einer abstrakten Zeit, die von Jahreszeit, Wetter, traditionellen Gewohnheiten und den Bedürfnissen des

Arbeitsgegenstands unabhängig ist, ist dafür unabdingbare Voraussetzung. Die Geschichte ihrer Durchsetzung ist mit der Geschichte der Disziplin unauflösbar verbunden. Vor allem aber ist die Abstraktion der Arbeit nicht nur auf die Abgrenzung von der Freizeit angewiesen, es ist hierfür auch notwendig, die Produktion von der Reproduktion zu trennen. Die kapitalistische Konstruktion der Arbeit geht einher mit der Herausbildung zweier getrennter Sphären, der Produktions- und der Reproduktionssphäre, die zwei unterschiedliche Wissens/Tätigkeits/Affekt-Komplexe nötig macht und damit zwei unterschiedliche Subjektivitäten verlangt, die vergeschlechtlicht und dichotomisiert werden.

Die Enthistorisierung der Arbeit bedeutet also, dass eine historisch-spezifische Form von Arbeit, dass der kapitalistische Begriff von Arbeit ontologisiert wird, denn erst im Kapitalismus wird es überhaupt möglich, von »der Arbeit« zu sprechen. Diese abstrakte Arbeit ist abstrakt sowohl als gegen andere Sphären abgegrenzte, von anderen Momenten, z.B. der Reproduktion bereinigte, als auch als der abstrakten Zeit unterworfen, quantifizierbare, genau messbare. Mit der abstrakten Zeit wird ebenfalls die Wert- und Äquivalentlogik übernommen und damit das bürgerliche Konzept von Gleichheit, Gerechtigkeit. Arbeit tritt historisch als abstrakt hervor aber auch in dem Sinne, dass sie von allen nicht-verwertbaren Momenten entleert ist, dass in ihr von allem abstrahiert werden muss, was nicht der Mehrwertproduktion dient. »Arbeit« ist somit von Begriff, Form und Inhalt her kapitalistische Arbeit, Lohnarbeit. Indem der traditionelle Marxismus »die Arbeit« als positiven Gegenbegriff zum Kapital setzt, wendet er ein Moment der kapitalis-

tischen Gesellschaft gegen diese, das selbst vom Kapital hervorgebracht wurde und durch und durch dessen Gesetzen folgt. Indem er statt einer Aufhebung von Arbeit, Abschaffung der Lohnarbeit eine Verwirklichung, Befreiung der Arbeit fordert, betreibt er eine Kritik des Kapitalismus vom Standpunkt des Kapitalismus aus und verlängert »den Schatten der bürgerlichen Gesellschaft« über den Moment der Revolution hinaus.

- Konsumtion

Im Gegensatz zum produktionsistischen Antikapitalismus ist die Kritik des Kapitalismus vom Standpunkt der Konsumtion aus eine eher junge Kritikstrategie, denn die Konsumtion erhält ein besonderes Gewicht frühestens bei den Pariser Bohémiens des 19. Jahrhunderts, dann bei den Kulturkritikerinnen der 1920er Jahre, als Massenphänomen, das auch das Proletariat umfasst, erst mit dem entfalteten Fordismus. Zur Trägerin eines revolutionären Glücksversprechens, das über das die Arbeiterklasse integrierende kleinbürgerliche Ideal von Auto, Haus, Fernseher hinausgeht, kann sich die Ware aber erst mit der Krise des Fordismus in den 60ern/70ern entwickeln. Als der Nachkriegskapitalismus der aufholenden Akkumulation und mit ihm der Sozialcharakter der preußisch-protestantischen Sparmentalität in die Krise gerät, eröffnet die kulturelle Revolution neue Expansionsfelder für das Kapital und seine Kritikerinnen. Die Enttabuisierung von Sexualität und Hedonismus produziert neue Märkte, neue Marketingstrategien und setzt neue Akkumulationsspiralen in Gang. Die Fokussierung der Reproduktion erschließt neue politische

Kampffelder (Wohnung, Haushalt, Party) und ist gleichzeitig auch historischer Effekt von Niederlagen innerhalb der Fabrik. Wie Katja Diefenbach gezeigt hat (Diefenbach 2003), ist die konsumtionistische Kapitalismuskritik genau in dieser Bewegung von Revolte und Integration verortet

Eine Kapitalismuskritik vom Standpunkt der Konsumtionssphäre argumentiert, dass die Kritik des Kapitalismus nicht hinter dessen Errungenschaften zurückfallen dürfe. Deswegen wendet sie sich gegen alle puritanischen, asketischen, ökologischen Ideale. Die sozialdemokratische Parole des »Rechts auf Arbeit« wird gemäß der Formulierung von Marx' Schwiegersohn Paul Lafarque in das »Recht auf Faulheit« transformiert. Dem entsprechend wird die fortschreitende Maschinisierung und Automatisierung der Produktion begrüßt, da sie die Konsumtionsmöglichkeiten sowohl durch Ausdehnung der Produktion als auch durch Verringerung der Arbeitszeit vergrößert. Die dominante Kritikfigur besteht darin, dem Kapitalismus vorzuhalten, dass er die von ihm freigesetzten Glücksversprechen nicht – vor allem nicht massenhaft – einlösen kann.

In der Parole »Luxus für alle!« wird zwar der Ausschluss der Mehrheit der Weltbevölkerung vom gesellschaftlichen Reichtum kritisiert, aber die Formbestimmtheit dieses Reichtums kommt selbst nicht in die Perspektive der Kritik. Damit werden nicht nur gesundheitliche, ökologische etc. Fragen ausgeblendet, vor allem wird die Konsum-Monade, der Individualismus des Konsums und die Trennung von Konsumtions- und Produktionssphäre übernommen. Diese Trennung vorausgesetzt verfehlt aber auch die Maschinisierung ihr proklamiertes emanzipatorisches Ziel, weil die

Frage der Verfügungsgewalt über die Maschinen, ihre Konstruktion, Programmierung ausgeklammert bleibt (vgl. Biene u.a. 2005, 97f.). Dabei ist die Konsumtionssphäre ebenso Produkt des modernen Kapitalismus wie Zirkulationssphäre und Produktionssphäre auch. Objektiv ist ihre Konstruktion notwendig, um für die produzierten Waren auch eine Nachfrage zu finden, die Akkumulation in Gang zu halten, subjektiv ist sie notwendig als Ausgleich und Ersatz für die entfremdete Arbeit. Während die Arbeit hegemonial konstruiert ist als bloße Verausgabung, Mühe und Pflicht, wird die Kundin als Königin angerufen, deren Wahlfreiheit nur quantitativ (Kontohöhe) begrenzt scheint, wobei sie allerdings qualitativ auf die Optionen Kaufen/Nicht-Kaufen/Klaue beschränkt bleibt. Während die Arbeit geprägt ist durch Hierarchien und Unterordnung unter die Zwänge des Produktionsprozesses, verleiht die Geld-Ware ihrer Besitzerin Kontrolle über die Arbeitszeit anderer und ist so auch immer Trägerin des Fetischs maskulinistischer Autonomie. Abgesehen also davon, dass die Produkte, die Waren z.B. hinsichtlich ihrer Qualität, Haltbarkeit, Besonderheit, aber auch als Trägerinnen symbolischen Kapitals (Marke, Distinktion, Normierung) inwendig kapitalistisch formiert sind, steht schon das Festhalten an der Konsumtion an sich, als einer von der Produktion getrennten Sphäre, der umfassenden gesellschaftlichen Emanzipation entgegen. Eine Kritik des Kapitalismus vom Standpunkt der Konsumtion verlängert die ideologische Funktion, die das Glücksversprechen der Ware unter kapitalistischen Bedingungen übernimmt: abzulenken von dem Bestreben, alle gesellschaftlichen Sphären so einzurichten,

dass sich das Bedürfnis nach Flucht (in die Freizeit, die Schaufenster, Fernseher) minimiert.

Und nun? »Ich hätte von dem Negat / gerne einen Abzug«

Von Standpunkten und Parkplätzen.

Soweit die Kritik – der Kritik(en). Wenn sich die unterschiedlichen Kritiken des Kapitalismus und die mit ihnen verbundenen (kommunistischen) Utopien vom kommunistischen Standpunkt aus systematisieren lassen, nach dem Kriterium ihrer unterschiedlichen Unzulänglichkeit, wenn sie sich vom kommunistischen Standpunkt aus kritisieren lassen, weil sie ihre Kritik des Kapitalismus von einem kapitalistischen Standpunkt (Zirkulation, Produktion, Konsumtion) aus führen, dann muss sich diese Systematisierung und Kritik die Frage gefallen lassen, wo ihr eigener Standpunkt denn nun wirklich steht, ob sich darauf überhaupt stehen lasse, welchen Ort der kommunistische Nicht-Ort, Unort denn bezeichne. Aber kann der kommunistische Standpunkt überhaupt ein Standpunkt sein oder ist die Statik solcher Lagerbestimmungen der Bewegung der kommunistischen Kritik nicht gänzlich unangemessen, bewegt sie sich nicht vielmehr auf Standlinien, auf Gehpunkten, auf Laufpfaden und Rennflächen?

In der *Minima Moralia* gibt Adorno eine paradoxe Antwort auf das Normativitäts-, das Standpunktproblem. Er schreibt: »Philosophie, wie sie im Angesicht der Verzweiflung einzig noch zu verantworten ist, wäre der Versuch, alle Dinge so zu betrachten, wie sie vom Standpunkt der Erlösung aus sich darstellten.« (Adorno 1970, 333) Das ist »das ganz Unmöglich-

che, weil es einen Standort voraussetzt, der dem Bannkreis des Daseins, wäre es auch nur um ein Winziges, entrückt ist [...]« (ebd. 334). Diese Perspektive verabschiedet den Standpunkt als Denkfigur nicht gänzlich, sondern verlagert ihn von der Vergangenheit (des Ursprungs, des Frühkommunismus, des Matriarchats) oder der Transhistorizität (der Natur, der Anthropologie) in die Zukunft. Die Hoffnung besteht darin, dass Menschen späterer Generationen die Absurdität und unnötige Brutalität kapitalistischer Vergesellschaftung ebenso ins Auge springen wird, wie es vom Heute aus gesehen so unreal, befremdlich erscheint, dass es tatsächlich mal Menschen gab, die an so etwas wie Gott oder die Zweigeschlechtlichkeit glaubten. Dabei ist es gerade die Uneinnehmbarkeit des zukünftigen Standpunktes, die für Adorno das emanzipatorische Moment der Forderung, diesen Standpunkt einzunehmen, ausmacht. Sie soll den Gedanken davor bewahren, sich der Illusion seiner eigenen Unbedingtheit hinzugeben, weil gerade die Vorstellung von gedanklicher Freiheit den Boden bereitet, auf dem sich die Grenze der bürgerlichen Gesellschaft, von ihren Kritikerinnen unbemerkt, ausdehnen kann. »Selbst seine eigene Unmöglichkeit muss er [der Gedanke] noch begreifen um der Möglichkeit willen.« (ebd. 334) Das Paradoxon, dass der Außenstandpunkt nicht eingenommen werden kann, aber eingenommen werden muss, soll die Kritikerinnen vor der Fetischisierung ihrer eigenen Produkte bewahren, vor der Illusion, die sich der Utopismus macht: es könne schon heute angegeben werden, wie eine befreite Gesellschaft aussehen solle. Die Konzeption des kommunistischen Standpunkts als Unerreichbaren soll ihn davor beschützen, auf dem Boden kapitalistischer Tatsa-

chen stehen zu bleiben. Aber wie sicher ist dieser Schutz? Ist die Zukunft von der Gegenwart wirklich so unberührt, wie es Adorno proklamiert und proklamieren muss? Greift die Gegenwart nicht ebenso beständig nach der Zukunft wie die Vergangenheit nach der Gegenwart? Ändert sich die Vorstellung von der Zukunft nicht ebenso wie sich die wirkliche Zukunft ändert mit jeder gegenwärtigen Veränderung (Veränderung = Produktion von Zukunft, Realisierung einer Möglichkeit und damit Schaffung und Ausschließung von Möglichkeiten)? Und müssen sich Zukunft und Vorstellung von Zukunft nicht permanent ändern, wenn die erlösende Zukunft die vollendete Negation des Bestehenden sein soll? Kann die Negation sich gleich bleiben, wenn sich das zu Negierende verändert? Wenn das Außen, der Kommunismus, gar nicht unberührt von der Geschichte bleiben kann, ja nicht bleiben darf, dann ist es das Bilderverbot selbst, das dem Fetisch in die Hände arbeitet, weil es den Kommunismus als das Unberührte, Unteilbare, Unbeschmutzte, Überhistorische setzt. Verhindert Adornos Rede von ›Der Zukunft‹, ›Der Befreiung‹, ›Der Erlösung‹ nicht gerade die Erkenntnis, dass keiner dieser Begriffe und Vorstellungen mit sich selbst identisch sein kann und darf, dass Kommunismus heute etwas anderes heißt als vor 100 Jahren und dass er morgen etwas anderes heißen muss als heute? »Kommunistische Kritik kann nicht indifferent bleiben gegen die Veränderung der Kräfteverhältnisse; sie hat einen Zeitkern. Was Kommunismus heißt, muss in jeder historischen Situation neu bestimmt werden.« (diskus 1/03, 3)

Die paradoxe Bestimmung des Außen heißt bei Adorno gleichzeitig, dass es das ganz Unmögliche ist, jenen zukünf-

tigen Standpunkt einzunehmen, und dass es das »Allereinfachste [ist], weil der Zustand unabweisbar nach solcher Erkenntnis ruft, ja weil die vollendete Negativität, einmal ganz ins Auge gefasst, zur Spiegelschrift ihres Gegenteils zusammenschießt.« (Adorno 1970, 334) Aber dieses Zusammenschießen ereignet sich nicht, es ereignet sich nie von alleine. Die gedankliche Negation der Negation wird nicht automatisch zur Position, aus der Kritik des Kapitalismus und der Kritik beschränkter Kapitalismuskritiken lässt sich das Gegenbild, die antirealistische Skulptur, nicht durch Ableitung gewinnen. Auch von dem genausten Negativ kann mehr als ein Abzug gemacht werden, können abhängig von Belichtung, von Perspektive und Technik hunderte verschiedener Bilder entstehen. Diese kritische Aufhebung des Bildverbots erhält überraschend Unterstützung von Adorno selbst, der in einem Gespräch mit Ernst Bloch sagt: »Denn dadurch, dass es uns verboten ist, das Bild zu machen, passiert auch etwas sehr schlimmes. Nämlich dass zunächst einmal man sich dann unter dem, was da sein soll, je mehr es nur als negatives gesagt werden kann, umso weniger mehr vorstellen kann. Dann aber, und das ist wahrscheinlich noch viel beängstigender, tendiert dieses Verbot über der konkreten Aussage über die Utopie dazu, das utopische Bewusstsein selber zu diffamieren und das zu verschlucken, worauf es eigentlich ankäme, nämlich *diesen Willen, dass es anders ist.*« (Adorno 1978, 364; Hervorhebung B.A.) Hier trifft Adorno Foucault, der in einem anderen Gespräch formuliert: »Meiner Meinung nach muss die Rolle des Intellektuellen heute die sein, für das Bild der Revolution dieselbe Wünschbarkeitsrate wiederherzustellen, die es im 19. Jahrhundert gab.

[...] Dazu müssen notwendig neue Modi menschlicher Beziehungen, das heißt neue Modi des Wissens, neue Modi der Lust und des Sexuallebens, erfunden werden.« (Foucault 2003, 114) Es bedarf also eines gewissen Mutes, auszusprechen, auszumalen, es bedarf eines Sprungs, um dem kommunistischen Begehren ein temporäres künstliches Objekt zu schaffen, das seinerseits ein kommunistisches Begehren schafft. Dieser Sprung wird nicht nur – wie gezeigt – von den historischen Kräfteverhältnissen der postsozialistischen Konstellation erfordert; es ist auch das Erbe dieser real gewesenen Sozialismen selbst, das nach einer Überschreitung des Bilderverbots verlangt. Lässt sich jetzt, 15 oder 20 Jahre nach dem Ende der Sowjetunion, auf die Frage, wie denn der Kommunismus, dieses ganz Andere, nun aussehen solle und werde, noch berechtigterweise mit Schweigen antworten? Kann es einen Bezug auf Kommunismus geben, der an der Geschichte vorbei, über die Mauern der Generationen hinweg, von der Illusion eines unmittelbaren, eines unbeschmutzten und ungerührten Zugriffs auf etwa einen gewissen Marxschen Urtext motiviert ist? Kann und darf sich heute noch Kommunistin nennen, wer es verschämt verweigert, Verantwortung zu übernehmen für das Erbe des Stalinismus und seiner Opfer?

Aber welche Schulter sollte diese Last tragen können? Wer könnte es mit der Geschichte aufnehmen, den Toten Gerechtigkeit widerfahren lassen? Wer würde es überhaupt wagen, ein solches Versprechen zu geben? Und selbst wenn – bliebe es nicht ein stimmloses Versprechen, solange es von der Geschichte nicht zum Sprechen ermächtigt wird? Ein leeres Versprechen, solange der Kommunismus körperlos bleibt?

Die historische Konstellation zwingt zur Konstruktion eines künstlichen Körpers, digitaler Stimmbänder, sie zwingt zur Simulation. Dabei ist es kein übermächtiger Gegner, der jener Konstruktion die Baugenehmigung verweigern würde, sondern es ist die Abwesenheit der Konfrontation, des offenen Widerspruchs, die die Reibungsflächen entzieht, an denen sich Funken schlagen ließen. Wo die Plattentektonik der Kontinentalverschiebung immer wieder Gebirge aufschüttete, befinden sich jetzt leere Ebenen, Wüstenfelder aus Knochenmehlstaub. Wenn es heute noch Maulwürfe gibt, dann interessieren an ihnen weniger die Gänge, die sie graben, sondern mehr die Hügel, die sie aufhäufen. Denn der Montage des Begehrens mangelt es schon am Material. Sie scheint ihre Bausteine aus der Luft schneiden zu müssen. Wie die Hotelhallen der Mittelmeerstrände über Nacht aus dem Boden gestanzt werden, so muss sie die provisorischen Vorschläge ihrer Vor-Orte, in denen die Wünsche hausen, aus der Erde pulen. In den Sedimentierungen, Ablagerungen vergangener Generationen, im Bau-schutt der verschütteten Wünsche muss sie kratzen. Es geht um viel dabei, denn je weniger die Menschen machen können, was sie wollen, umso weniger wollen sie wollen (sich ernsthaft etwas wünschen). Und wie sollen die Menschen machen, was sie wollen, wenn sie gar nicht wissen (wollen), was sie wollen. Wenn der Rahmen des Machbaren auch das Wünschbare begrenzt, dann wäre das Wünschen schon wünschenswert. Es muss erfunden, es muss gewollt werden. Das Begehren begehren. Kommunistisches Begehren: dass endlich alles anders wird.

Beweise

Adorno, Theodor 1970: *Minima Moralia*, Frankfurt

Ders. / Bloch, Ernst 1978: Etwas fehlt ... Über die Widersprüche der utopischen Sehnsucht. Ein Rundfunkgespräch mit Theodor W. Adorno, 1964, in: Bloch, Ernst: *Ergänzungsband zur Gesamtausgabe: Tendenz – Latenz – Utopie*, Frankfurt

Biene / Baumeister / Zwi / Negator 2005: *Situationistische Revolutionstheorie. Eine Aneignung*. Vol. II: *Kleines Organon*, Stuttgart

Derrida, Jacques 1994: Politik und Freundschaft. Ein Interview mit Michael Sprinker, in: Henning Böke, Jens Christian Müller, Sebastian Reinfeld (Hg.), *Denk-Prozesse nach Althusser*, 103-163

Diefenbach, Katja 2003: Alles ist gut. Warum eine Politik des Wunsches nichts damit zu tun hat, sich etwas zu wünschen, in: *diskus* 2/03, S. 1

Diskus, Frankfurter Studierendenzeitung, 1/03: SozialstattStaat, www.copyriot.com/diskus

Dies., 2/03: Simulate Communism

Dollase, Jürgen 2009: Dekonstruiert euch! Die Neuerungen, die Ferran Adrià in die Haute Cuisine eingebracht hat, sind heute überall sichtbar. Doch die wahre Revolution des Geschmacks steht noch bevor, in: *F.A.Z.*, 03.01.2009, Nr. 2 / Seite 32

Foucault, Michel 2003: Das Wissen als Verbrechen, Gespräch mit S. Terajama, in: *Dits et Ecrit III*. Frankfurt

Haraway, Donna 1995: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/New York

Marx, Karl / Engels, Friedrich 1990: *Deutsche Ideologie*, MEW 3, Berlin

Nancy, Jean-Luc 1988: *Die undarstellbare Gemeinschaft*, Stuttgart

Postone, Mois. 1993: *Time, labor and social domination*, Chicago

Rakowitz, Nadja 2000: *Einfache Warenproduktion. Ideal und Ideologie*, Freiburg

Sinistra, Radikale Linke 2003: Ein Wort zur Radikalität, www.copyriot.com/sinistra/reading/studi6.html

Auselnandersetzung, Übersetzung, Fortsetzung

<http://www.unrast-verlag.de/unrast,2,186,13.html>

»Na, das war ja nichts«, denken sich die Menschen. »Erst hat uns der Kapitalismus ganz unglücklich gemacht und dann ist er auch noch ständig schief gegangen.« »Außerdem«, sagt ein Mensch laut, »haben wir den Kapitalismus jetzt wahrlich lange genug gehabt (200-500 Jahre lang nämlich) und das reicht ja nun wirklich. Es wird Zeit für was Neues. Denn Abwechslung muss sein.«

»Dieses schmale Bändchen, das sich quer zu allen gängigen Text -
formen politischer Bücher stellt, enthält weit mehr Diskussionsstoff
über die Zukunft sozialer Utopien und emanzipativer Gesellschafts-
kritik als unzählige theoretisch abgesicherte, staubtrockene
Publikationen.«

Gottfried Oy, Frankfurter Rundschau

»Es ist so, wie sich die Autorin es wünscht, die intelligent gebaute Kin-
dergeschichte löst tatsächlich das Begehren nach einer guten Welt aus,
in der die Menschen ihre Geschichte in die Hand nehmen. Das Buch
ist schön für dich und auch für deine Freundinnen. Das kluge Nach-
wort, das man gern liest, beruhigt zudem alle, die sich vor ganz einfa-
chen Texten ganz doll fürchten.«

Jörg Sundermeier, Intro



9 783897 714304

ISBN 3-89771-430-2